



Feldzeitung

RIGA . Freitag, 13. August 1943 . Nummer 849

von der Maas bis an die Memel

Wen zermürbt die Materialschlacht 1943?

Falsche Vergleiche mit 1914 — Übergang zu einer strategischen Defensive — Von General der Artillerie Ludwig

Unser grosser Kriegsphilosoph Clausewitz sagt in seinen Betrachtungen über die Natur des strategischen Angriffs, dass jeder Angriff einmal mit einer Verteidigung enden muss. Namentlich bei weitreichenden Operationen muss nach ihm einmal der Kulminationspunkt erreicht werden, wenn die eigenen Kräfte vorübergehend erschöpft sind oder der Nachschub eine Aufgabe nicht mehr zu erfüllen vermag. Diesen Kulminationspunkt richtig zu erkennen, ist nach seiner Ansicht eines der schwierigsten Probleme der Kriegführung. Der Entschluss zum Übergang zur strategischen Defensive gibt indessen die Initiative keineswegs aus der Hand, denn er zwingt den Gegner zum Angriff, wenn er das verlorene Gebiet nicht endgültig aufgeben will. Die strategische Defensive ist auch keineswegs gleichbedeutend mit starrer Verteidigung. Schon Clausewitz betont, dass sie grundsätzlich zum Vergeltungsschlag übergehen muss, wenn die Zeit dazu gekommen ist.

Aus ähnlichen Überlegungen ist die heutige Kriegslage entstanden. Der deutschen Führung konnte es in den weiten Räumen des Ostens nicht darauf ankommen, jeden Geländegewinn zäh festzuhalten, nachdem es gelungen war, die Front soweit vorzuschieben, wie es die strategische Lage erforderte. Nur das starre Festhalten des einmal Erreichten hätte dem Gegner die Möglichkeit gegeben, seine Überlegenheit an Menschen und Material dort zur Wirkung zu bringen, wo es ihm am zweckmässigsten schien, wogegen die bewegliche Verteidigung die geistige Überlegenheit der deutschen Führung und des deutschen Soldaten zur Geltung bringt.

Kein starres Festhalten des Geländes

Die feindliche Propaganda hat aus diesem Übergang zur strategischen Defensive den Schluss gezogen, dass die deutsche Wehrmacht nunmehr zum Stellungskrieg und zur Materialschlacht gezwungen sei, und dass sie in dieser Kampfform unterliegen werde wie im ersten Weltkrieg. Um diesen Gedankengang zu widerlegen, wollen wir uns die Gründe in das Gedächtnis zurückrufen, die damals zum Stellungskrieg führten. Zunächst aber müssen wir berichtend feststellen, dass das deutsche Heer keineswegs der Materialschlacht erlegen ist, sondern dem Versagen der Heimat. Ferner war die deutsche Führung niemals ein grundsätzlicher Anhänger des Stellungskrieges. Ihre Feldzüge im Osten, die Russland niederwarfen, haben das bewiesen. Im Westen kam es vom Herbst 1914 ab nur deshalb zum Stellungskrieg, weil die Erschöpfung der Munitionsverräte es unmöglich machte, den Infanterieangriff gegen starke Stellungen artilleristisch genügend vorzubereiten, und da die Überlegenheit an Material ständig auf der feindlichen Seite blieb, wurde der Übergang zur Offensive immer schwieriger. Taktisch unzweckmässig aber war, dass in den ersten Kriegsjahren das starre Festhalten jedes einmal besetzten Geländestückes verlangt wurde. Daraus entstanden die grossen Verluste durch das überlegene feindliche Material. Erst die Heerführung Hindenburg-Ludendorff erkannte diesen hauptsächlich durch die Rücksicht auf die Propaganda entstandenen Fehler und beseitigte ihn durch den Übergang zur elastischen Verteidigung, indem sie hinter einem ausweichend zu verteidigenden Vorfeld eine Hauptkampflinie festlegte, die beim Abschluss des Kampfes wieder im eigenen Besitz sein musste. Gelang dennoch ein Einbruch, so sollte er durch den sofortigen Gegenangriff zurückgeworfen werden. Diese Kampfführung ist seitdem Allgemeingut geworden. Aber keiner der beiden Gegner vermochte sich bis zu Ende des Krieges aus den Fesseln des Stellungskrieges wieder zu befreien. Ein operativer Durchbruch gelang an keiner Stelle. Der deutsche Märzangriff von 1918 kam diesem Ziel allerdings ziemlich nahe. Schon damals war erkennbar, dass er wahrscheinlich zur vollen Entscheidung geführt hätte, wenn dem deutschen Heere Kampfwagen in ähnlicher Zahl zur Verfügung gestanden hätten wie den Gegnern.

Die deutsche Führung war sich schon beim Wiederaufbau der Wehrmacht darüber klar, dass ein entscheidungsloser Stellungskrieg in Zukunft mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verhindert werden musste. Sie sorgte deshalb für eine reichliche Munitionsausrüstung und entwickelte die modernen motorisierten Waffen so, dass eine Entscheidung im Bewegungskrieg erzwingen werden konnte. Die überraschende Verwendung dieser neuen Kampfmittel führte zu Siegen von bisher noch nie erreichter Grösse. Dennoch kam im Ostfeldzuge der Zeitpunkt, in dem der Kulminationspunkt des Angriffs erreicht war und deshalb der Übergang zur vorübergehenden strategischen Defensive zweckmässig schien, weil sie dem Gegner den verlustreichen Angriff zuschob. Die deutsche Führung sorgte indessen dafür, dass der sich ergebende Stellungskrieg die Nachteile vermeidet, die sich im ersten Weltkrieg gezeigt hatten. Sie vermied deshalb die starre Defensive und entschloss sich von vornherein zur beweglichen Verteidigung, zumal es von vornherein unmöglich

war, die ganze über 2000 km lange Front überall so stark zu besetzen, dass ein feindlicher Einbruch unmöglich war und ausserdem die Reserven zurückzuhalten, die für eine bewegliche Abwehr unbedingt notwendig sind. Die hochentwickelten motorisierten Kräfte des Heeres und der Luftwaffe kamen dieser beweglichen Abwehr ebenso zu gute wie dem Angriff, denn sie gestatten es, die Kräfte und die Feuerwirkung schnell an der entscheidenden Stelle zusammenzufassen und den Gegenangriff weit wirksamer zu führen als damals. Die jetzigen Abwehrkämpfe tragen daher ein ganz anderes Gepräge als die des vorigen Krieges.

Wenn der Orkan ausgetobt hat...

Die Sowjets stehen seit dem Abschluss der Winterkämpfe 1942/43 vor einer geschlossenen Front. Eine Umfassung ist nicht möglich. Es bleibt also nur der frontale Durchbruch. Es ist selbstverständlich, dass sich jeder Angriff dort, wo er die Entscheidung sucht, eine möglichst grosse Überlegenheit an Menschen und Material zu sichern sucht. Darin liegt ja gerade der Vorteil des Angreifers vor dem Verteidiger, der in seinem Kräfteinsatz von den Massnahmen des Angreifers abhängig ist. Der Angriff forscht aber ausserdem sorgfältig nach Schwächen der feindlichen Stellung, die er ausnutzen kann und er sucht sich den Vorteil der Überraschung zu sichern. Die Sowjets verzichten auf beides. Sie suchen für den Schwerpunkt des Angriffs keine Schwäche aus, sondern legen ihn dorthin, wo der Angriff am wahrscheinlichsten war. Sie wählen ferner die primitivste Form des Angriffs, den rücksichtslosen Masseneinsatz von Menschen und Material und suchen durch immer wiederholten Ansturm die Kraft des Verteidigers so zu zermürben, dass schliesslich doch ein Durchbruch erhofft wird. Das ist dieselbe Kampfführung, die die russische Kriegführung früherer Zeiten zu dem Versuch führte, feindliche Festungen dadurch zu erobern, dass sie ihre Gräben mit den Leichen der gefallenen Stürmer füllte. Sie hat sich heute als ebenso erfolglos erwiesen wie damals.

Im Gegensatz zum ersten Weltkriege geht dem Angriff heute nicht eine viele Tage dauernde Artillerievorbereitung voraus. Sie hatte damals nicht zum Ziel geführt, weil ihre lange Dauer dem Verteidiger die Möglichkeit gab, rechtzeitig Reserven an die bedrohte Stelle zu ziehen. Wie im letzten Jahre des ersten Weltkrieges dauert deshalb die Artillerievorbereitung heute meist nur wenige Stunden, allerdings ist sie auch heute noch sehr intensiv, zumal sie durch zahlreiche Granatwerfer und Salvengeschütze ergänzt wird. Ihr folgt der Gipfelpunkt der modernen Materialschlacht, der Masseneinsatz von Panzern und Flugzeugen in einem bisher

noch nicht gekannten Umfange, gefolgt von der stürmenden Infanterie, die anscheinend ohne den Panzereinsatz nicht mehr angreift.

Die deutsche Führung setzt diesem Masseneinsatz die bewegliche Kampfführung entgegen, die unter dem Einfluss sachgemäss verwendeter neuer Kampfmittel ein verändertes Gepräge angenommen hat. Der Sinn der beweglichen Kampfführung liegt darin, dass man dem überlegenen feindlichen Material dort, wo es im Übermass eingesetzt ist, die Ziele entzieht und wieder vorgeht, wenn der Orkan ausgetobt hat. Jedem gelungenen feindlichen Einbruch folgt bekanntlich ein Zustand der Schwäche, bis es gelungen ist, die Verbände zu neuem Vorgehen wieder zu ordnen und die schweren Waffen zur Feuerunterstützung nachzuziehen. In dem bestehenden Durcheinander ist es auch meist schwer, die Luftwaffe zur Unterstützung der Infanterie einzusetzen. Die dadurch gegebenen Möglichkeiten sucht der Gegenangriff auszunutzen, und in diesem Stadium des Kampfes entscheidet nicht mehr die Masse, sondern die Entschlussfähigkeit von Führung und Truppe, und deshalb kommen die Eigenschaften des deutschen Soldaten gerade in dieser höchsten Anforderung stellenden Kampfform besonders zur Geltung. Diese Anforderungen sind heute keinesfalls kleiner als im ersten Weltkriege. In den damaligen Materialschlachten kam es darauf an, in dem viele Tage anhaltenden Vorbereitungsfeuer auszuhalten, bis der Sturm einsetzte. Heute muss der Infanterist und der Pionier nach einer zwar kurzen, aber intensiven Artillerievorbereitung den schweren

Nahkampf mit den Massen der feindlichen Panzer aufnehmen, er muss sie nötigenfalls über sich hinwegrollen lassen und dennoch die nun folgende Infanterie abweisen. Diese wechselvolle Kampfform, in der der Mann ganz auf sich allein gestellt ist, stellt an die Nerven die höchsten Anforderungen. Die deutschen Abwehrsoldaten zeigen, dass der deutsche Soldat auch durch die Eindrücke der modernen Materialschlacht nicht erschüttert wird. Die zunehmenden Erfolge steigern vielmehr seine Zuversicht und damit die Energie der Abwehr.

Abwehrwaffen von höchster Vollendung

In dieser neuen Form des Abwehrkampfes im Stellungskrieg tritt besonders auffallend die erstaunliche Leistung der Panzerabwehr und auch der Fliegerabwehr hervor. Zwar hatte auch der Feind gelernt und setzte sehr leistungsfähige neue Kampfmittel ein, aber die deutsche Abwehr ist ihnen offensichtlich überlegen. Die deutsche Technik hat ihren Soldaten Abwehrwaffen von höchster Vollkommenheit geschaffen. Die gewaltige Zahl der Panzerabschüsse lässt annehmen, dass zur Zeit diese vollkommene Abwehrtechnik der Angriffstechnik der Sowjets überlegen ist. Zwar wird der Kampf zwischen Panzer und Panzerabwehr weitergehen, aber zur Zeit genügt die sichere deutsche Überlegenheit und wir wissen, dass die deutsche Waffentechnik nicht ruhen wird, die Angriffs- und Abwehrwaffen weiter zu vervollkommen.

Die Abwehrschlacht, die offenbar den Zweck hat, die feindliche Angriffskraft abzunutzen und allmählich zu zermürben, hat ihren Höhepunkt erreicht, vielleicht auch schon überschritten. Ohne Zweifel liegt es im Interesse der deutschen Kriegführung, dass die Sowjets den Kampf bis zum Einsatz der letzten Reserven weiterführen. Der Abwehrsieg wird dadurch um so länger an, die Möglichkeit zum blitzenden Vergeltungsschlag rückt um so näher. Führung und Truppe haben gezeigt, dass sie die Kampfbedingungen der modernen Materialschlacht beherrschen und dass es für den Gegner ebenso wie im ersten Weltkriege keine Möglichkeit gibt, die deutsche Front zu durchbrechen. Die deutsche Führung war selbstverständlich in dem ersten Stadium der Abwehrschlacht bei ihrem Kräfteinsatz von den Massnahmen des Angreifers abhängig. Dass sie dennoch die Initiative nicht aus der Hand gegeben hat, beweist die Tatsache, dass sie es verstanden hat, den drohenden feindlichen Grossangriff durch eigenen Gegenangriff in dem Zeitpunkt auszulösen, in dem es ihr für die Abwehr zweckmässig erschien, und dass sie es ferner verstand, in diesen während des Grossangriffs an einer für ihn sehr empfindlichen Stelle hineinzustossen und ihm dadurch das Konzept zu verderben. Sie wird voraussichtlich mit dem weiteren Verlauf des Kampfes die Initiative immer mehr selbst in die Hand nehmen. Schon der bisherige Verlauf des Kampfes aber beweist von neuem, dass nicht das Material siegt, auch wenn es in noch so grossen Massen eingesetzt wird, sondern allein der Mensch, der es zweckmässig anzuwenden versteht, und dass auf diesem Gebiet der deutsche Soldat seinen Gegnern stets überlegen sein wird.

Wieder 348 Panzer an einem Tage!

Schwere Verluste der feindlichen Transportflotte in den sizilianischen Gewässern

Aus dem Führerhauptquartier, 11. August. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Vom Kuban-Brückenkopf und Mius-Abschnitt werden nur schwächere sowjetische Vorstösse gemeldet. Eine eigene Angriffsunternehmung erreichte das gesteckte Ziel.

Im Raum von Bjeigorod halten die schweren wechselvollen Kämpfe an. Starke feindliche infanterie- und Panzerdurchbruchversuche wurden unter Abschutz einer hohen Zahl von Panzern zum Scheitern gebracht.

Im Abschnitt westlich Orel brachen ebenfalls zahlreiche feindliche Angriffe zusammen. Hier wurden allein im Bereich einer Panzer-Division 61 Sowjetpanzer abgeschossen.

Auch im Kampfraum südlich und südwestlich Wjasma setzte der Gegner seine

Durchbruchversuche in unverminderter Stärke fort. Abgesehen von einzelnen rein örtlichen Einbrüchen blieb die Front fest in deutscher Hand.

Südlich des Ladogasee führte der Feind örtliche Vorstösse, die ebenfalls abgewiesen worden sind.

An der Ostfront wurden gestern 348 Panzer abgeschossen.

Die Luftwaffe griff an allen Schwerpunkten mit starken Kampf- und Nahkampffliegerverbänden in die Schlacht ein und entlastete die schwer kämpfenden Truppen.

Im hohen Norden nahmen deutsche Gebirgsjäger im unwegsamen Urwaldgelände eine vom Feinde zäh verteidigte Höhenstellung und hielten sie gegen zahlreiche mit starker Artillerie- und Luftwaffenunterstützung geführte feindliche Gegenangriffe. Die Sowjets erlitten dabei schwere Verluste.

Auf Sizilien wehrten unsere Truppen

im nördlichen Abschnitt feindliche Angriffe in beweglicher Kampfführung ab. Vom mittleren und südlichen Frontabschnitt wird nur Aufklärungs- und Stosstrupptätigkeit des Feindes gemeldet.

Bei Nachtangriffen schwerer deutscher Kampfflugzeuge gegen die feindliche Transportflotte vor Augusta und Syrakus wurden vier Frachter mit zusammen 21 000 BRT vernichtet getroffen und sieben weitere grosse Schiffe, darunter ein Kriegsschiff schwer beschädigt. Am Tage bekämpften deutsche Schlachtflugzeuge in überraschendem Vorstoss zur Nord- und Südostküste der Insel Ausladungen des Feindes in seinen Nachschubstützpunkten. Sie beschädigten durch Bombenwurf und Bordwaffenbeschuss einen Zerstörer, vier Transporter und eine grössere Anzahl von Landungsbooten.

In der vergangenen Nacht warf der Feind Spreng- und Brandbomben auf das Stadtgebiet von Nürnberg. Es entstanden Brandschäden und Zerstörungen in Wohnblocks, an Kulturstätten und öffentlichen Gebäuden. Die Bevölkerung hatte nur geringe Verluste. Nachtjäger und Flakartillerie schossen nach bisherigen Feststellungen 14 der angreifenden Bomber ab.

Schnelle deutsche Kampfflugzeuge griffen in der Nacht zum 11. August ohne eigene Verluste militärische Ziele in Mittelengland mit sichtbarem Erfolg an.

Die Zahl der bei dem Terrorangriff auf Nürnberg in der Nacht zum 11. August abgeschossenen britischen Bombenflugzeuge hat sich nach den letzten Feststellungen auf 16 erhöht.

Zwei Sowjetgenerale bei Orel und Bjeigorod gefallen

Stockholm, 12. August. Zwei Sowjetgenerale sind in den Kämpfen bei Bjeigorod und Orel gefallen, wie der sowjetische Nachrichtenendienst meldet. Es handelt sich um den Armeegeneral Apanassenkow und den Generalmajor Gunjan.

Martinique — die Goldschatz-Insel

Ein Kapitel amerikanischer Piraterie

Als Frankreich im Jahre 1940 zusammengebrochen war, machten sich einige USA-Zerstörer auf und dampften nach Martinique, um die Insel zu «schützen». Leider fanden sie dort bereits einen Verband britischer Kreuzer vor, der die gleiche menschenfreundliche Absicht hatte. Wie traurig, dass auch die Briten nicht landen konnten; denn im Hafen lag ein beachtlicher Teil der französischen Kriegsflotte, und der französische Oberkommandant der Insel, Admiral Robert, hatte angekündigt, er werde scharf schießen. Da besann sich der farnose Herr Roosevelt darauf, dass er sich ja, streng genommen, noch gar nicht im Krieg befände und dass, wenn auf Martinique die Kanonen losgehört würden, das einen peinlichen Eindruck hervorgerufen könnte. So blieben sie also auf der Lauer und beugten sich gegenseitig; die «verbündeten» Franzosen, Briten und Amerikaner.

Wie kam es aber, dass gerade Martinique so begehrtesten erschien? Gab es nicht noch andere Inseln im Karibischen Meer, die man hätte rauben können? Die Antwort ist sehr einfach: dort lag und liegt das Gold der Bank von Frankreich, das man auf abenteuerlichen Wegen dorthin gebracht hatte. Das war für Herrn Roosevelt allerdings ein Grund, Kriegsschiffe zu schicken.

Wenn die Einwohner Martiniques heute von allen Zufahren abgeschnitten sind, so danken sie das dem französischen Gold und sie danken das dem farnosen Kriegführung von Herrn Roosevelt, der glaubt, den «widerstrebigen» Admiral Robert durch eine rigorose Blockade kirren zu können.

Zwei merkwürdige Denkmäler stehen auf der Insel. Das eine prangt am Hafen, inmitten eines grossen Rasenplatzes und umrauscht von Palmen; das Denkmal von Josephine Beauharnais, der ersten Frau Napoleons, der ersten Kaiserin der Franzosen. Sie stammte aus Martinique, und es ist kein Zweifel, dass in diesem leidenschaftlichen, masslosen und verschwundengungssichtigen Geschöpf auch kreolisches Blut pulste. Das andere Denkmal steht auf der anderen Seite der Insel, dort, wo im Jahre 1902 die frühere Hauptstadt St. Pierre mit fünfzigtausend Bewohnern unter Lava und Asche erstarrte; es ist das Denkmal einer liegenden, verschmachtenden weissen Frau, Sinnbild der Katastrophe. Im Hintergrunde steigt der feine Rauch aus dem Krater des Mont Pelé, der damals der Insel Tod und Verderben brachte.

Front und Heimat eng verbunden

Als Zeichen kameradschaftlicher Verbundenheit zwischen Front und Heimat übermittelte eine rheinisch-westfälische Infanterie-Division der durch Luftterror hart geprüften Bevölkerung der Stadt Mülheim Ruhr eine umfangreiche Lebensmittelpende. Die Division stiftete einen Tagessatz der Verpflegung, auf den die Soldaten zugunsten ihrer luftbedrohten Heimat verzichtet hatten. In einem Schreiben an den Oberbürgermeister der Stadt Mülheim betonte der Divisionskommandeur die Hochachtung der Front vor der Disziplin und Haltung der Bevölkerung, die trotz des Luftterrors unbegunnt weiter an den Waffen schmiedet, die von der Front gebraucht werden.

sen Frau, Sinnbild der Katastrophe. Im Hintergrunde steigt der feine Rauch aus dem Krater des Mont Pelé, der damals der Insel Tod und Verderben brachte.

Das dritte Denkmal ist noch nicht gebaut, aber wenn es den Amerikanern gelingen sollte, die Insel zu besetzen, so werden sie das ohne Zweifel schleunigst nachholen; denn in den wüsten Kabarets von Martinique, ihrer Heimat, hat die Negerin Josephine Baker ihre ersten Niggertänze gestartet.

Bernhard Shaw hat einmal gesagt, die Hautfarbe der Bewohner von Martinique sei überhaupt nicht mehr zu definieren: es wäre wohl am besten, sie als «rosas» zu bezeichnen. Er hat recht. Bei der letzten Volkszählung ermittelte man wenige tausend Weisse, 32 000 Mischlinge, 180 000 Neger, viele Ostinder und Chinesen. Bei einigen tausend Einwohnern war die Mischung soweit fortgeschritten, dass überhaupt keine besonderen Rassenmerkmale mehr ermittelt werden konnten. Sie waren in der Tat «rosas».

Am raschesten vermehren sich die Neger; aber auch der Anteil der Ostasiaten an der Bevölkerung ist in ständigem Wachstum, und man wundert sich vielleicht, auf der atlantischen Seite Amerikas so viel asiatisches Blut zu finden. Die Indianer sind vor hundert Jahren erloschen, ihnen gehört ein grosser Teil des Hemisphären sie bilden eine Klasse für sich und haben sich der allmählichen Vermischung ziemlich fern. Die Chinesen sind, wie überall, die Kleinkrauthändler ihre winzigen Läden findet man bis ins letzte Dorf. Auch sie haben untereinander einen ziemlichen Zusammenhalt, sie haben sogar eine Druckerei, einen Buchladen und ihre eigene Zeitung.

Auch die Neger sind an Zeitungen interessiert; freilich aus einem anderen Grunde,

Ihnen ist es gleich, ob die Zeitung chinesisch, spanisch oder englisch, ob sie von gestern oder drei Jahre alt ist: sie brauchen sie zum Zudecken. Denn ihre Bretterbuden sind nur mit Palmzweigen gedeckt, der Regen klatscht hindurch, und in den Bergen, wo die Landarbeiter wohnen, ist der Lehmboden, auf dem sie schlafen, manchmal kalt und feucht. Decken haben sie nicht, und der Haisrat besteht aus einem Ökocher und ein paar Töpfen. Wer von ihnen das vierzigste Lebensjahr erreicht, kann sagen, dass er alt geworden ist. Typhus? Malaria? Kein Arzt kümmert sich um sie, Medikamente? In Washington sitzt ein Beamter, der nur so viel Medikamente passieren lässt, wie ihm richtig erscheint. Man schützt ein Zwanzigstel des wahren Bedarfs.

Die Neger arbeiten auf den Zuckerrohrfeldern, in den Kakaoplantagen, in den Bananenwäldern. Man erzählt sich, die englischen Grossfarmer mischten den Arbeitern ein mexikanisches Gift in die Suppe, das sie willenlos macht. Wir glauben es nicht: sie sind ohnehin willenlos, und die Eintönigkeit ihrer Arbeit macht sie noch stumpfer. Aber es ist interessant, dass dieser Glaube an das Kaktusgift umgeht. Die Neger haben ihre Erfahrungen, und sie trauen den Ökocher, Zuckermagazin und Zuckermagazin alles zu. Und sie hören gut hin, wenn der russische Agitator abends von Hütte zu Hütte schlüpf.

Der Weltzuckerpreis ist in den Jahren vor dem Kriege beträchtlich gesunken. Die englischen Gesellschaften, nicht nur auf Martinique, sondern vor allem in Kuba und Jamaika, wollten ihre grossen Verdienstsparnen keineswegs herabsetzen. Der Gewinnzufall musste auf die Arbeiter umgelegt werden, und da man beim besten Willen das Existenzminimum nicht mehr unterschreiten konnte, begann man die Neger einfach auszubeuten und abzuschleppen. Martinique war ein beliebter Schuttabladeplatz für überschüssige Arbeitskräfte. Es gab auch Neger genug, die auf eigene Faust in einem Kahn oder Segelboot heimlich von Insel zu Insel steuerten und eine Hütte und Arbeit suchten. Eine Kontrolle über diesen hoffnungslosen Zug der Arbeitslosen, die das Innere der Insel durchstreifen und die Wälder unsicher machen, hat man schon seit Jahren nicht mehr. Man schützt die Zahl der unehelichen Negerkinder in Martinique auf fünfzigtausend, sie sind nirgends registriert, sie sind nirgends gepimpft, sie haben keine Zukunft. Gerüchte schwirren von Insel zu Insel, man redet von Uriah Butler, dem kommunistischen Anführer auf Trinidad, von Alexander Bustamante, dem reichen Geldverleiher auf Jamaika, dem schlaun Fuchs, der die Interessen Moskaus wahrnimmt und es fertig bringt, sich nicht direkt strafbar zu machen. Sie weisen auf die Unfähigkeit, auf den schlechten Willen der Weissen hin, irgend etwas bessern zu wollen. Gewerkschaften? Lohnverhörungen? Seit zehn Jahren kommen englische, französische, amerikanische Kommissionen und Studiengesellschaften, und unter ihren Augen sinkt der angeblich freie Neger in immer grössere Sklaverei.

Unterdessen liegt in den Kellern der Forts das Gold. Admiral Robert hat im Oktober 1940 mit den Amerikanern ein Abkommen getroffen, in dem er sich verpflichtet, ohne Kenntnis der USA keinen Barren von der Insel zu schaffen. Er war zu diesem Vertrag gezwungen, um die Insel vor dem Hunger zu bewahren. Denn trotz tropischer Üppigkeit reicht der nur zum Teil bebaubare Boden — die Insel ist ohnehin nicht grösser als Rügen — zur Ernährung der Bevölkerung nicht aus. Vor einem Jahre machten die Amerikaner einen weiteren diplomatischen Vorstoss. Sie verlangten die Abrüstung der französischen Flotte und der Flugzeuge, sie verlangten die Übergabe der französischen Handelsschiffe und die Überwachung des gesamten Handelsverkehrs; sie verlangten endlich — die gesamte Postzensur. Sie verlangten, Robert solle sich als eine Behörde betrachten, die zwar im Namen Frankreichs und unter französischer Flagge, aber unabhängig von Vichy handele. Also dasselbe, was wir überall erlebt haben: Aufforderung zu Hochverrat und offener Meuterei!

Admiral Robert hat es verstanden, die Verhandlungen immer wieder hinauszuziehen. Er hat sich auch bereit gefunden, seine Kriegsschiffe durch Abmontieren bestimmter Maschinenteile stillzulegen. Er hat damit vor einem Jahre die amerikanische Okkupation abgewehrt und die Fortführung der amerikanischen Lebensmittellieferungen erreicht. Jetzt aber haben die USA alle bisher bestehenden Verträge annulliert und enthüllen ihre Raubabsichten mit schamloser Offenheit. „Admiral Robert ist auf seiner geographischen wie diplomatischen isolierten Insel sitzengelieben. Er sitzt aber an einer Stelle, die von grossem strategischem Interesse ist, er sitzt ausserdem neben Kriegsschiffen, die für die Achsengegner gute Dienste leisten können“ — so schreibt die „New York Times“ und vergisst wohl mit Absicht, auch noch den Goldschatz anzuführen. Was es mit dem strategischen Interesse auf sich hat, wurde schon um die Jahrhundertwende von dem amerikanischen Admiral Mahan ausgesprochen: „Selbst unbevohnte Korallenriffe am Karibischen Meer missen uns Amerikaner interessieren. Zwischen Florida und Guayana dürfen wir auch nicht eine Insel aus dem Augen lassen.“ Roosevelt will das „Gitter“, wie man die Inselkette von Florida bis Guayana sehr treffend genannt hat, das Gitter, das den Eintritt in die Karibische See, das den Zugang zu Kuba, Haiti, zu Jamaika sperren kann, vollständig in seine Hand bringen. Dann allerdings sind die mittelamerikanischen Staaten, dann sind die Staaten und ehemaligen Kolonien im Norden Südamerikas „hinter Gittern“.

Aber wir können auch ein anderes Bild gebrauchen. Die Inselkette von Florida bis Guayana ist nicht nur ein Gitter, sondern auch eine Brücke. Es sind Trittsteine nach Südamerika. Kein Wunder, dass Admiral Robert ein unbequemer Herr ist. Kein Wunder, wenn man in herzlichem Verein mit den russischen Agitatoren die Neger von Martinique aufzuputschen sucht: sie sollen „spontan“ den Anschluss an USA fordern. Kein Wunder, wenn man sich nur noch dunkel entsinnt, dass die Insel schliesslich immer noch französisch ist, ja, dass man schon immer sagte, in Martinique werde die Marsaille mehr gesungen als in Frankreich selbst. Schon hat der brasilianische Aussenminister erklärt, er begrüsse jeden Schritt, der „den Status irgendeines Teiles der westlichen Hemisphäre klar definiere.“ Das ist wirklich sehr fein gesagt. Auch wir können den Tatbestand definieren. In unserer Sprache nennen wir Amerika Vorgespannter Nützlich, Freigespannter und Raub.

DR. ROLF REISSMANN

Drei Wochen Kampf um den „Dreispietz“

Sizilien: die Schlacht ohne Infanterie — Feindvorstösse ohne Wagnis — Artilleriesperre als Schwerpunktwaaffe

PK... Es ist den amerikanisch-britischen Landungsgruppen gelungen, in Sizilien Fuss zu fassen und, wenn auch unter schweren Verlusten einen erheblichen Teil der Insel zu besetzen. Der Widerstand unserer Truppen vollzog sich in drei Stufen: Im Raum von Catania hat der britische Gegner kaum nennenswerten Geländegewinn zu verzeichnen, obwohl er dort ausser seinen Land- und Luftstreitkräften auch seine Schiffsartillerie einsetzen konnte. Besonders kampferprobte Soldaten versperren hier nach wie vor dem Gegner den Vormarsch auf der Küstenstrasse nach Messina.

In der Mitte des Kampfraums, vor allem gegen die aus dem Raum um Cella vordringenden Gegner, in der ersten Zeit Amerikaner, neuerdings aber auch Briten, haben sich die deutschen Truppen mehrfach unter hinhaltendem Widerstand planmässig abgesetzt, bis sie jetzt eine Linie erreicht haben, die nunmehr eine Woche hindurch gehalten wurde. Die Nordwestecke der Insel, der

nachdrückt. Kommt diese in den Bereich der deutschen Artillerie, so geht sie ihrerseits wieder zurück. «Sie schaffen es einfach nicht», drückte sich ein Regimentskommandeur aus. Besonders die deutschen Werfer-Batterien haben, wie immer wieder aus Gefangenaussagen hervorgeht, eine grosse moralische Wirkung auf den Gegner. Jedenfalls erreicht die deutsche Artillerie regelmässig, dass die gegnerische Infanterie von den Panzern, mit denen sie vorgeht, getrennt wird. Auf diese Weise ist es bisher so gut wie noch nie zu der eigentlich entscheidenden Auseinandersetzung einer jeden Schlacht, dem Kampf von Infanterie gegen Infanterie gekommen. So ergibt sich die einzige Kampfberührung von Mann zu Mann fast nur bei den zahlreichen Spättruppunternehmungen der Briten. Bei solchen Gelegenheiten beweist der deutsche Soldat seine grössere Erfahrung und seinen stärkeren Kampfeifer. Während dabei die Verluste der Deutschen an Gefangenen und Toten äusserst gering

und Handlungsfreudigkeit. Man denke an den Fall des Feldwebels Homfischer, der zwei feindlichen Panzern mit einer Pak gegenüber stand, die Ladehemmung hatte. Er bewies die ganze Kaltblütigkeit, die ihm als mehrfachem deutschen und Europameister und Olympiasieger im Ringen eigen ist: Er wechselte den abgebrochenen Schlagbolzen des Geschützes aus, während der erste Panzer an ihm in kürzester Entfernung vorbeifuhr, nahm den zweiten Panzer auf Korn und schoss ihn in Brand, beseitigte eine neue Ladehemmung, richtete die Pak auf den inzwischen zurückfahrenden Panzer, der aus allen Rohren feuerte, liess seinen Geschützführer den zweiten vernichtenden Schuss auslösen und sorgte schliesslich mit der Maschinenpistole dafür, dass kein Mann der Panzerbesatzung in die eigenen Linien zurückkehren und die Geschützstellung verraten konnte.

Deutscher Soldat vom Gegner unterschätzt

Dies sind nur einige willkürlich herausgegriffene Einzelfälle. Nicht weniger hoch zu veranschlagen sind aber die Leistungen der vielen tausend Soldaten, die täglich ihre schwere Pflicht erfüllen. Den ganzen Tag über liegen sie auf kalten Berghängen im Artilleriefeuer. Nur mühselig können sie sich in dem steinigen Boden Deckungslöcher schaffen. Über ihnen brennt eine sengende Sonne. Mehrmals müssen sie, meist nachts, mit Waffen und Gerät über steile Berghänge hinweg in ihre Stellungen klettern und wenn sie todmüde zu ihren Einheiten zurückkommen, erwartet sie möglicherweise der Befehl zum Stellungswechsel über viele Kilometer hinweg. Vielfach sind die Märsche mit Tragtieren zurückzulegen. Dann haben die deutschen Soldaten sich noch um die Pflege ihrer Tiere zu bekümmern und tun dies mit einer geradezu rührenden Sorgfalt. Sie denken, und wenn sie noch so müde sind, stets erst an die Tränkung und Fütterung der Maultiere und dann erst an das eigene leibliche Wohl.

Überall, wo der deutsche Soldat steht, harrt er auf seinem Posten aus. Seit Tagen leistet eine deutsche Kompanie einem ganzen feindlichen Regiment erfolgreichem Widerstand, obwohl sie auf zwei Seiten von Panzern umfasst wird. Die Gegner haben doch den deutschen Soldaten und seine Führung stark unterschätzt, wenn sie mit einer Besetzung der ganzen Insel innerhalb von acht Tagen rechneten. Drei Wochen sind inzwischen vergangen und die Achsengegner sind immer noch weit von ihrem Ziele entfernt.

Kriegsbericht L. Bertelsmann

Abfuhr für die USA-Truppen

Berlin, 12. August. Im Nordabschnitt der Sizilien-Front versuchten die Nordamerikaner in den beiden letzten Tagen, unsere Hauptkampflinie von See her zu umfassen. Am 8. August brachten sie überraschend eine schwächere Kräftegruppe im Rücken der deutschen Stellungen an Land, die sich in einem kleinen Küstenort und auf den umliegenden Höhen festsetzte. Am 9. August versuchte der Gegner unter gleichzeitigen Angriffen entlang der Küstenstrasse neue Einheiten zu landen, er wurde aber durch heftiges Abwehrfeuer abgewiesen. Die Landungsboote mussten sich wieder auf die hohe See zurückziehen. Noch während dieses Feuergefechtes gingen unsere Truppen zum Gegenstoss gegen die am Vortage vom Feind geschaffene Landestelle vor, drangen in den besetzten Ort ein und gewannen ihn sowie die vom Feind besetzten Höhen wieder zurück. Die Nordamerikaner hatten auch bei diesen Kämpfen empfindliche Verluste.

Panzerproduktion nicht bei Petroleumlicht

Warum Rationalisierung der Glühlampen? — Von 27 000 auf 450 Sorten

Berlin, 12. August. Gutes Licht ist die Voraussetzung für Qualitätserzeugnisse. Die Rüstungsindustrie braucht heute erheblich mehr an Licht als in den Vorkriegsjahren. Flugzeuge, Panzer, U-Boote, Kanonen können nicht beim Schein einer Petroleumlampe hergestellt werden. Nicht nur in den Fabriken, sondern auch in den hergestellten Kampfmitteln selbst werden Glühlampen verschiedener Arten, Formen und Leistungen benötigt. Material und Kräfte müssen für die Herstellung dieser Lampen freigemacht werden. Leistungssteigernde Massnahmen, eine Rationalisierung in der Glühlampentechnik, war deshalb notwendig.

Die dazu nötigen Regelungen haben zu einer ganz einschneidenden Veränderung der Formen und Arten der Lampen geführt. Die sogenannten „Allgebrauchslampen“ für allgemeine Beleuchtungszwecke gab es früher für den deutschen Markt in 15 verschiedenen Wattstufen. Diese Lampensorten kamen wiederum in verschiedenen Ausführungen auf den Markt, wie klar, innen- oder aussenmattiert, gefärbt mit Buntglas oder Opalkolben usw. So wurden vor dem Kriege etwa 27 000 verschiedene Sorten von Allgebrauchslampen in gewöhnlichen Formen hergestellt; die Lampen mit verschiedenen Sockelausführungen ungerichtet.

Eine weitgehende Verringerung der Typen und Ausführungen war im Interesse einer mengenmässig gesteigerten Gesamterzeugung notwendig. Diese Typenbereinigung wurde von den Anordnungen der Reichsstelle für Eisen und Stahl vom Mai 1941 und der Wirtschaftsgruppe Elektroindustrie vom Oktober 1942 eingeleitet und von der Anordnung der gleichen Stelle vom Mai 1943 zu einem gewissen Abschluss gebracht. Die 27 000 verschiedenen Sorten wurden zu nächst auf 8000, dann auf 2000 vermindert. Nach der letzten Neufassung der Anordnung vom Mai 1943 dürfen nur noch höchstens 450 verschiedene Typen hergestellt werden. Doch stellt auch diese Zahl noch keinen endgültigen Abschluss der Einschränkungs-massnahmen dar. Die massgebenden Verbraucher Wehrmacht, Reichsbahn, Reichspost und Rüstungsindustrie nehmen zu. Zieht man die engere Zusammenarbeit mit den Glühlampenherstellern eine kritische Sichtung unter den

Stolze Haltung der deutschen Kriegsgefangenen in England

Stockholm, 12. August. Das schwedische Blatt „Aftonbladet“ veröffentlicht einen Bericht aus London, der Einzelheiten über das Eintreffen deutscher Kriegsgefangener auf englischem Boden schildert. Die Berichterstatter muss — wenn auch widerwillig — zugeben, dass die Haltung der deutschen Kriegsgefangenen sehr stolz, da ihr Auftreten den Fremden gegenüber selbstbewusst ablehnend sei. Sie alle hätten sich abgewandt, als sie Photographen entdeckten, viele hätten nur höhnisch gelächelt und Neugierigen gegenüber in kalter Abweisung auf ihre Kriegsauszeichnungen verwiesen, die von ihren kämpferischen Einsätzen sprachen. Sie alle hätten kein Wort gesprochen, sondern geschwiegen.

Ein Generalinspekteur für das Kriegsgefangenenwesen

Berlin, 12. August. Nach einer Mitteilung des Oberkommandos der Wehrmacht die Schaffung einer Dienststelle, „Generalinspekteur für das Kriegsgefangenenwesen der Wehrmacht“ befohlen worden. Der neue Generalinspekteur, der die Dienststellung eines Kommandierenden Generals hat, ist der Chef des OKW unmittelbar unterstellt. Er hat im gesamten Kriegsgebiet die Kriegsgefangenenrichtungen und den Kriegsfangeneinsatz auf sichere Verwahrung der Kriegsgefangenen und auf ihre zweckvolle Verwendung innerhalb der Wehrmacht im Rahmen des totalen Einsatzes aller Kräfte für die Kriegführung zu überwachen. Er hat Befugnisse des Oberkommandos der Wehrmacht bleiben hiervor unberührt.

Der Feind bewundert den Heldenkampf der deutschen Verteidiger auf Sizilien

Stockholm, 12. August. Auch die amerikanischen Journalisten bestätigen die Härte des deutschen Widerstandes auf Sizilien. Nach einer aus Algier datierten Meldung der „Göteborgs Handels- und Schifffahrtszeitung“ berichtet der amerikanische Korrespondent Willard, dass die Kämpfe auf Sizilien in Abschnitt der Amerikaner am heftigsten gewesen seien. Dort habe Infanterie, unterstützt von der Luftwaffe, versucht, die Strasse nach der Stadt Troina zu erreichen, was aber sehr schwierig gewesen sei, da sie auf einem hohen Bergkamm liege. Es sei gelungen, an einigen Stellen an die Stadt heranzukommen, aber die deutschen Verteidiger der Stadt seien eine wahre Heldentruppe, die hartnäckige Gegenangriffe unternommen hätten.

Der hartnäckige und verbissene Widerstand der deutschen Truppen auf Sizilien wird auch von dem Mitarbeiter der „New York Times“, Herbert Matthews, hervorgehoben. Er schreibt: Ein kurzer Besuch der Front genügt, um die Illusion zu zerstreuen, dass Sizilien „ein leichte Beute“ für die Amerikaner sei. Es ist ein schwerer Kampf und jetzt vielleicht der schwerste Teil von allem. Die Deutschen kämpfen so hartnäckig, wie sie nur können und die in Tunesien erprobten Kämpfer wünschen, sie wären wieder dort.

Ritterkreuzträger

Oberfeldwebel Zahn gefallen

Berlin, 12. August. Oberfeldwebel Wilhelm Zahn, Zugführer in einem pommerischen Grenadier-Regiment, wurde am 18. Juli mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. Er hatte mit einer einzigen Patrone von 30 angreifenden sowjetischen Panzern sieben schwere Kampfwagen abgeschossen und dadurch einen Einbruch starker feindlicher Kräfte verhindert.

Oberfeldwebel Zahn hat die Verleihung dieser hohen Auszeichnung nicht mehr erlebt, am 16. Juli fand er in den Kämpfen südlich Orel den Heldentod.

Berlin, 12. August. Am 19. Juli ist in den Kämpfen im Osten Hauptmann Jürgen Neumann, Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment gefallen.



Raum von Trapani-Palermo wurde fast ohne Kampfhandlung geräumt. Hier wie anderswo gelang es vor allem den Bodeneinheiten der Luftwaffe, Menschen und Material restlos, rechtzeitig und ungefährdet auf das Festland zu schaffen. Der Nordostraum und der Mittelraum bilden nunmehr eine geschlossene Einheit in der Verteidigung. Es ist auf diese Weise eine für die Verteidigung der Insel günstige Verkürzung der Front erreicht worden.

sind, werden gerade bei überraschenden Kampfhandlungen unter den Briten und vor allem den Amerikanern Gefangene in grosser Zahl gemacht.

Olympiasieger als Panzerbrecher

So hat sich ein Bataillonsstab, dessen eigentliche Aufgabe wirklich nicht der Nahkampf ist, einem überlegenen britischen Spättrupp zum Kampf gestellt und diesen völlig vernichtet. In einem anderen Fall hatte sich eine gleichfalls nur vorübergehend zu eigentlichen Kampfhandlungen eingesetzte Gruppe einer deutschen Stabskompanie, von den vorangegangenen Anstrengungen übermüdet, zu einem kurzen Schlaf hingelegt, als plötzlich der Feind mitten unter ihnen war und sie aufforderte, sich zu ergeben. Der Führer der deutschen Gruppe, ein Unteroffizier, rief seinen Männern zu: „Stiften!“ und wurde durch einen Schuss hingestreckt. Die Männer selbst aber waren sofort auf die Beinen, sprangen über einen Zaun, ein paar von ihnen sogar ohne Schuhe und bald waren sie vor den wild hinter ihnen herfeuernden Gegnern in Sicherheit. 90 von 100 Amerikanern hätten in der gleichen Lage keinen anderen Ausweg gewusst, als sich willenlos gefangen nehmen zu lassen.

Überall begegnet man bei den deutschen Soldaten der gleichen steten Bereitschaft

Von den Panzern getrennt

Im Nordostraum macht sich die Übermacht des ja an keiner anderen Front gebundenen Gegners besonders stark bemerkbar. Trotz aller Schwierigkeiten sind ihr aber die Deutschen gewachsen. Besonders hoch sind die Leistungen einer in diesem Abschnitt eingesetzten deutschen Division zu werten, umso mehr als diese erst vor kurzem hierhin verlegt wurde und aus allen möglichen Truppenteilen zusammengestellt war. Sie hat sich sofort auf die neue Lage umgestellt und dem Gegner das Nachdrücken mit allen Mitteln erschwert und ihn einstellend zum Stehen gebracht. Dieser tatet sich nur ganz vorsichtig vor und geht keinerlei Wagnis ein. Er hämmert mit seiner Artillerie los, worauf die deutschen Truppen zurückgehen und die gegnerische Infanterie

Der „magische Trompeter“

Amerikanische „Jazz-Kultur 1943“ — Dämonische Szenen in New York

In nächster Nähe des weltbekannten Hufeisengebäudes der „New York Times“ am Times Square steht das Times-Square-Paramount-Theater. Auf diesem für amerikanische Verhältnisse ziemlich engen Platz sammeln sich seit Monaten tages, tagaus schon um vier Uhr morgens riesige Massen, vor allem jugendlicher, darunter zahlreiche kaum zwölf- und vierzehnjährige Mädchen und Jungen, die auf die Öffnung der Kasse warten und dann das Haus stürmen. Dort tritt mit einem Orchester von 27 Mann der „magische Trompeter“ Harry James auf, ein Jude, der seit Monaten die Jugend New Yorks und über den Rundfunk aller grossen Städte Amerikas bezaubert.

New York war schon immer an theatralische Sensationen gewöhnt. Sie kamen am Broadway plötzlich und verschwanden ebenso rasch. Der „magische Trompeter“ aber blieb. Er wurde zum „Problem“. Seine Wirkung grenzt ans Phantastische. Die Jugend sitzt zunächst wie gebannt da und hört den musikalischen Zauberkunststücken zu. Nach kurzer Zeit wird sie immer unruhiger, beginnt sie zu singen, dann zu schreien und zu gröhlen, und schliesslich, wenn Harry James zu einem seiner Trompetensolis ansetzt, springen sie auf und beginnen wild und besessen zu tanzen, was immer Raum ist: zwischen den Sitzen, in den Gängen, auf den Tischen, selbst auf der Bühne. «Es ist eine tiefergehende, abstoßende, teuflische Szene. Alle Dämonen der Hölle scheinen losgelassen. Man fasst sich an den Kopf, um sich zu vergewissern, dass man im 20. Jahrhundert lebt, in New York und auf dem Höhepunkt dieses grössten Krieges der Weltgeschichte», schreibt ein Beobachter.

Die Redakteure der „New York Times“ wurden als Nachbarn zuerst aufmerksam. Jeden Morgen waren sie gezwungen, sich ihren Weg durch Menschenumulte zu bahnen, wenn sie ihr Office erreichen wollten. Man schickte Spezialreporter aus. Sie kamen, sahen und wussten nichts mit dem anzufangen, was sie gesehen hatten. Ein Jazz-Trompeter war jeder andere. Die Wirkung war nicht zu verstehen; und trotzdem war sie nicht wegzuleugnen.

Der „magische Trompeter“ schien die Jugend ganz Amerika zu verhetzen. Ernster zu nehmende Kreise mischten sich ein. Die New-Yorker Blätter veröffentlichten lange Artikel von Neurologen und Psychiatern, die gelehrt von „Mobyhysterie“, „musikalischer Vergiftung“ und „körperlicher Befriedigung“ sprachen. Aber all dieses gelehrte Gerede tat der allgemeinen Massenpsychose keinen Abbruch. Tausende von jungen Amerikanern und Amerikanerinnen strömten nach wie vor zu Harry James Trompetensoli,

wie zu wilden orgiastischen Gottesdiensten. Die Sonntagsbeilage der „New-Yorker Times“, „Times Magazine“, bemühte die Historiker. Diese fanden heraus, dass es sich um einen besonders schweren Fall von „Tartarismus“, d. h. Tanzmanie, handelte. Das Wort Tartarismus, geht auf die alte italienische Tarantella zurück, die in ihrer ursprünglichen, mittelalterlichen Form in dem Aberglauben wurzelte, man könne durch diesen Tanz und die durch ihn hervorgerufene Schweisserzeugung das Gift der Tarantel ausschwitzen. Aber auch diese gelehrten Betrachtungen halfen nicht viel weiter.

Schliesslich erschien eine Anzahl jüdischer Schriftsteller auf dem Plan und machten den Hexensabbath sozusagen „salonfähig“, das heisst, sie schufen eine schillernde, lockende, leicht angefault wirkende Atmosphäre rings um die Vorgänge und interessierten dadurch die Angehörigen der oberen Zehntausend. In dem Boulevardblatt „PM“ erklärte Albert Deutsch, die Vorgänge seien auf genau die gleichen Ursachen zurückzuführen, wie einst im Jahre 1212 der grosse „Kinderkreuzzug“, bei dem inmitten des Grauens des „Schwarzen Todes“ die Jugend Europas von der gleichen überwindlichen dämonischen Leidenschaft fortgerissen wurde. Noch gelehrter gab sich der Jude Max Lerner, der gleich bis in die Antike zurückstieg zu den Mysterien des Dionysos. «Die tiefverwurzelten Dionysos-Instinkte sind im Unterbewusstsein noch immer lebendig», schrieb er im „PM“, «nur dass statt eines strahlenden jungen Gottes ein schlank gewachsener junger Mann mit einer Trompete vor dem Altar steht.»

Abel Grün schliesslich suchte in dem Wochenblatt „Variety“ alle Bedenken zu beschwichtigen. Er fand sogar «etwas tiefinnerlich Gesundes» in diesem Hexensabbath. «Wenn James nicht mehr tut, als die Jugend des Weltkrieges Nr. 2 in eine Jazzsensations hineinzuzaubern, so ist das nicht weiter gefährlich.» Die Wochenschrift „Life“ aber fügte als letztes entscheidendes Argument hinzu: «Maestro James hat selbst über die tieferen psychologischen Wurzeln seiner Wirkung nichts zu sagen aber er hat in der ersten Woche seines Auftretens bereits 105 000 Dollar verdient — der grösste Rekord aller Zeiten im Paramount-Theater.»

Um das Bankkonto Harry James' braucht man also nicht bange zu sein. Bange aber müsste einem werden bei der Vorstellung, dass dieser Satanskult sich ohne die festen Schranken, die Europas allmähliche geistige Gesundung seit 1922 aufgerichtet hat, hemmungslos über das ganze Abendland verbreiten könnte. Bomben und Jazz — das sind die wichtigsten Kulturzeugnisse der USA.

Herausgeber: Propaganda-Kompanie

Feldpostnummer 17007

Hauptschriftleiter: Leutnant Uwe Sess

Einsendungen sind zu richten an die Post, die Erachtungsweise sechsmal wöchentlich

Ferne, entzückende Annemarie

Wo mag sie sein, die anmutige, schlanke Annemarie, die ich damals so innig liebte? Fern ist sie, irgendwo in grosse, mir unbekannte Städte verschlagen, unterwegs mit Menschen, die verliebt sind in ihren vollen, zärtlichen Mund und in ihren Gang, der wie Musik ist.

Immer, wenn ein lauer Nachtwind vorüberweht, wenn die Sterne so nah sind wie nie, wenn alle dunklen Dinge im Schimmer des grossen Mondes zu bersten drohen, muss ich an dich denken, Annemarie! Ich weiss: ich habe dich auf Hände getragen! Es war falsch! Ich war berauscht von dir, begeistert. Ich habe dich nie geküsst. Auch das war falsch! Wenn ich an dich dachte, war ich wie einer, der wunderbar sicher in einem grossen Strom schwimmt, hellen Meeren entgegen. Ich habe diese Inseln nicht erreicht. Ich habe dich nicht geküsst. Der Strom warf mich aus an einem Gestade, an dem ich dich, — zärtlich hängend am Arm eines anderen — dunklen, unberührten Wäldern entgegenstreifen sah.

Es war mein Fehler: dass ich ebenso jung war wie du. Es war meine grösste Torheit: dass ich so unerfahren war wie du. Ich war versunken darin, die Wirnisse meines Herzens zu ordnen, statt dich in meine Arme zu nehmen. Du warst mir wie ein wunderbares Bild, wie eine sanfte, ferne Landschaft, die man bewundert, wie ein Morgenrot, das jenseits von Zeit und Raum zu stehen scheint.

Manchmal träumte ich davon, dass von deinen Lippen die Worte kämen: «Du, Lieber!» Dieser Traum aber erschien mir wie ein Wirbelwind, der Menschen himmelwärts reisst, um sie dann gebrochen auf die Erde zurückzustossen.

Heute weiss ich: du warst kein Wirbelwind, keine ferne Landschaft, kein Morgenrot jenseits von Raum und Zeit! Du warst ein Mädchen mit heissem Blut in den Adern, selbst von Träumen erschüttert und ein Tor schend, das in eine Fülle klarer, beseligter Tage führt. Du wollest nicht Mittelpunkt sein, sondern du suchtest selbst einen Mittelpunkt, um den du kreisen könntest.

Heute weiss ich, dass es so war. Aber damals erschütterte es mich, als ich dich am Arm des anderen weggehen sah, der fast doppelt so alt war wie ich. Das schien mir unheimlich alt zu sein. Ich wusste nicht, dass Männer die Mädchen einfach an die Hand nehmen können und mit ihnen hineingehen in jenes Paradies, das sie sich denken. Ich wusste nicht, dass in den Frauen immer so viel Glückseligkeit ist, wie der Mann zu erdenken vermag, den sie lieben. Und wieviel wirkliche, im Leben erprobte Glückseligkeit hätte ich auch schon erdenken können? Es war lächerlich! Ich war in einem Netz von Hirngespinnsten verfangen: ein verliebter Tor war ich, unreif und nur von dunklen Ahnungen besetzt, wie zärtlich ein Mädchen verleiht zu sein vermöchte.

Was wusste ich von Zärtlichkeiten? Fern waren sie mir wie Blitze in einer hohen Nacht. Dann wieder schienen sie mir eine Erscheinung zu sein wie das Fieber, das den Körper des Menschen erschüttert. Wieder ein anderes Mal dachte ich mir, dass etwas Sternhaftes an ihnen sein müsste, ein Geschmack vom ewigen Raum. Aufgebläht durch vielerlei Arten von Ferne waren die Ahnungen, die ich von den Zärtlichkeiten hatte. Nur eins wusste ich nicht: dass Nähe dazu gehört, und dass das grosse Wunder in der Region der Greifbarkeit erblüht.

Ja, Annemarie, du warst nicht unschuldig an meinen falschen Vorstellungen. Ich erinnere mich noch ganz genau: einmal habe ich versucht, dich zu küssen. Es war im Bogen einer Haustür. Ich habe dich bis dorthin geleitet. Die Abenddämmerung sickerte hinein in die Strassen der kleinen Stadt, in der wir lebten. Die sinkende Finsternis drückte mich sanft an dich heran, — näher, als ich es je gewesen war. Zwischen unseren Lippen war nur ein wenig Raum. Du aber schobst mich fort. «Hier geht das nicht!» sagtest du kalt, als hättest du es anderswo schon oftmals versucht. Als hättest du anderswo schon

einen geküsst. Wo ich genau wusste, dass es nicht so war. Dazu hatte ich dich schon seit langem viel zu eifrig bewacht.

Du fühltest in jenem Moment in der Haustür, dass deine sachlichen Worte mich verwirrten. Du hattest immer einen wunderbar wachen Instinkt. Du fühltest, dass du mir noch eine Erklärung schuldig warst. Und so fügtest du hinzu: «Hier kann man sich doch nicht küssen! Die Einsamkeit eines grossen Waldes gehört dazu! Draussen muss man sein dazu, draussen!» Du machtest eine unsichere Bewegung, als wehten dir deine Hände im ersten Hauch des Nachtwindes fort. Ich stand völlig ratlos da. Wo sollte ich jetzt plötzlich einsame Wälder hernehmen, um sie um uns breiten zu können? Grosse Wälder waren fern. Rings um unser Städtchen lag zunächst der riesige Bannkreis der Felder. Der Wald begann erst am Horizont. Es war also, dass du sozusagen unter dem Horizont geküsst werden wolltest, kleine Annemarie!

Warum sagtest du mir nicht offen: «Du bist ein grüner Junge, du bist mein Jugendgespieler, das ist vorbei! Mehr wird nie sein zwischen uns!» Ich meinte damals, dass du dies nicht sagtest, weil in dir doch noch geheime Wünsche waren, die mich betrafen. Und dabei war in dir nichts als die Nachlässigkeit, die in so vielen jungen Mädchen ist. Meine Verliebtheit schmeichelte dir: sie war dir ein Schauspiel, das du nicht missen wolltest. Du wusstest ja selbst nicht, wie es weiterging. Und eben deshalb warst du neugierig auf die Fortsetzung. Es war dir nichts als eine erste, kleine Bestätigung der Macht, die du über Männer zu haben vermöchtest. Ich will nicht sagen, dass du an mir lernen wolltest, wie töricht eine Männerseele zu sein vermag. Aber ein kleines bisschen lag dein Interesse nach dieser Richtung.

Natürlich hast du dir selbst eingeredet — und du wirst es auch vielleicht heute noch tun —, dass es nichts als Mitleid war, das

dich hinderte, mir zu sagen, wie töricht ich sei. Der andere, der ältere, der dann kam, und der mit dir eines Mittags aus dem Städtchen ging, den fernen Wäldern zu, der bedurfte des Mitleids nicht. Er war auch in dich verliebt; vielleicht war er auch töricht. Auf jeden Fall aber lag seine Torheit jenseits der Küsse, die er sich nahm und die du ihm schenkest.

Ich sehe euch beide noch fortgehen, damals, an jenem Mittag. Die Hitze liess die Luft zitternd emporrieseln an den Giebeln des Städtchens. Mir schien es, dass irgend jemand alle Menschen eingeschläfert hatte, damit ihr ungeschert fortgehen könntet. Mir war es weiter, als kämen die fernen Wälder euch entgegen. Ihr gingt zunächst ganz konventionell nebeneinander her, und dennoch fühlte ich, der ich euch nachblickte, genau, dass ihr eine Einheit wart. Ich merkte es an eurem Schritt. Der Rhythmus der euch trug, war wie ein Boot, mit dem ihr durch die mittägliche Stille segeltet.

Dann legte der Mann seinen Arm um deine Hüfte. Ich wandte mich ab. Ich versank in den Wirnissen in mir. Das aber sah ich noch sehr genau: dass ihr vor Beginn der Dämmerung heimkehrtet. Und dies tröstete mich: in den Wäldern wart ihr nicht gewesen.

Im Abendrot des nächsten Tages aber sah ich, dass jener andere Ältere dich im Bogen derselben Haustür küsste, in der ich mit dir gestanden hatte. Wälder hatte er zu diesem Zweck auch nicht mitgebracht. Ich begriff, dass alles nur eine Ausrede von dir war.

Ferne, entzückende Annemarie — ich will die Küsse nicht zählen, die dein Mund seitdem verschenkt hat. Heute bin ich stolz darauf, dass du nicht zärtlich zu mir warst. Ich rede mir ein, dies wäre gerade das Besondere. Ich bilde mir weiter ein, dass du noch genau so jung bist wie damals. Für mich bleibst du immer die gleiche. Du siehst, ferne Annemarie, ich bin derselbe törichte Knabe geblieben. Vielleicht ist es aber auch nur, weil ich dich immer noch liebe, Annemarie!

KARL NILS NICOLAUS

Eine Erzählung aus unseren Tagen

ES BLÜHT WEITER

Auf den breiten Fenstersimsen mancher Blumenfreunde gedeiht zwischen Fuchsien, Wassergeranien, Kreuzdorn und Wachsbäume häufig jenes lieblichen, anspruchstose Gewächs, das zu allen Zeiten des Jahres unermüdlich eine Fülle blassroter Blüten treibt und deshalb vom Volksmund «fleissiges Lieschen» genannt wird.

Am Morgen nach dem Terrorangriff auf eine Stadtlandsiedlung sah die Buchhalterin Jutta Praetorius vor dem Nachbarhaus zwischen Ziegelbrocken und zerspellten Türbalken solch eine Blume auf der Strasse liegen. Sie war mit der jungen Frau dieses Hauses von Kindesbeinen an befreundet. Frau Elisabeth liebte Blumen über alles, und sie hatte ihren ganzen Stolz darin gesetzt, dass ihr Haus stets den reichsten blühenden Schmuck aufwies. Nun aber hatte ein zur Unnahr entarteter Hass das friedliche kleine Heimwesen mitsamt allem Blühenden zerstört. Ein Unheil, das um so schwerer wog, als die junge Frau, deren Mann an der Front stand, in nicht allzu langer Zeit ein Kindlein erwartete.

Jutta Praetorius hatte mit grosser Mühe einigen Hausrat aus dem Nachbarhaus bei sich geborgen. Frau Elisabeth lag mit einer Beinverletzung in der städtischen Klinik, und Jutta hatte die Erlaubnis erhalten, sie anderntags besuchen zu dürfen. Sie sah, und ihre Gedanken gingen zu der Freundin, auf die Pflanze, die da jämmerlich mit geknickten Blütenstielen und hilflos in die Luft gekehrten Wurzeln vor Jutta lag.

Voll Erbarmen hob sie die Blume auf. Einer der Nachbarn, der eifrig dabei war, den grössten Schutt beiseite zu räumen, teilte sie darum: «Was soll das denn? Werfen sie es zum Schutt! Haben sie jetzt nichts Wichtigeres zu tun?»

Sie aber widersprach ihm heftig: «Ach, — ihr Mannsleute habt eben keinen Blumen-

verstand! Jedes Leben ist wert, dass man seine Rettung versucht.»

Behutsam löste sie die anhaftenden Topfscherben ab, beschchnitt die Wurzeln, strahlte das Blattwerk zurecht und topfte die Blume neu ein. Nachdem sie es ins Kühle verbracht und ausgiebig übersprengt hatte, erholte es sich beinahe von Stunde zu Stunde. Und bis zum andern Morgen hatten sich wahrhaftig schon drei Blütenknospen frisch entfaltet!

Jutta Praetorius fand die Freundin zwar recht angegriffen, aber bei weitem gefasster, als sie hatte befürchten müssen. Stumm und befangen stellte sie zunächst die gerettete Blume neben dem Bett nieder. «Ich danke dir!», sagte Frau Elisabeth ein wenig mühsam. «Dafür — und auch für alles andere!» Denn sie hatte schon gehört, wie eifrig und unsichtig sich Jutta ihrer Habe angenommen hatte. «Oh, da ist nichts zu danken!», erwiderte diese schnell. «Das andere, — das war ja wohl selbstverständlich. Was aber das fleissige Lieschen anbelangt, das ist nämlich dein eigenes! Ich hab ihm nur ein frisches Bett gemacht. Und sich mal: es blüht schon wieder weiter! Als ob gar nichts geschehen wäre. So kräftig ist dies kleine Leben. Und so tapfer. Ist das nicht wunderbar?»

«Ja, es ist wunderbar!» wiederholte die junge Frau, und flüchtig zog's wie ein hellerer Schein über ihr bleiches Gesicht. Dann aber verschattete es sich jäh wieder in tiefem Ernst. «Früher, sagte sie leise, «früher habe ich einmal die Furcht gehabt, dass es der Tücke unserer Widersacher einmal doch gelingen könnte, die Herzen unserer Männer zu erschüttern. Wenn sie ganz und gar allein stünden. Aber uns? Die Mütter? Etwas, das blühen will und blühen muss? Uns kann man nicht mit List noch Gewalt überwinden. Nein, niemals! Und diese Gewissheit, siehst du, das ist nun mein bestes, ja, recht eigentlich mein einziger Trost: das nicht nur der Tod unüberwindlich ist, sondern auch das Leben. Und dies Leben blüht in uns weiter, Jutta, trotz allem, — es blüht weiter!»

FRIEDL MARGGRAF

Weicher, warmer Mantel...

Mutterliebe ist immer wach

Der Tag war fast unerträglich heiss gewesen. Kein Lufthauch hatte sich geregt, so dass auch der See keine Kühlung bringen konnte. Hatte ein Mensch gebadet? Kaum, denn die Wasseroberfläche, die wie abgestorben dagelegen hatte, dunstete unter den grellen Sonnenstrahlen und gab sohin auch keine Erfrischung. Die Ufergärten, in denen kleine, schmucke Häuschen lagen, unaufdringlich und aus dem Gefühl der Berglandschaft heraus gestaltet, waren den ganzen Tag wie entvölkert gewesen. Die Menschen verhielten sich möglichst ohne Bewegung in den kühleren Räumen und harrten sehnsüchtig des Abends, an dem die Hitze weichen musste.

Nun lag die Dämmerung über den Bäumen. Da und dort schlug ein Ruder ins Wasser und warf im fahlen Schein des eben über den Horizont heraufkommenden Mondes silberne Tropfen auf, die lautlos erstarben. Köstlich war nun die Stille, denn sie baute sich auf laue Luft auf, die nur noch angenehm war und gar kein wenig drückend.

In einem der Gärten klangen gedämpfte Stimmen auf. Zwei Gestalten schritten langsam über den Rasen zum Bootsteg, wo sie stumm stehenblieben und auf den See schauten. Die Frau setzte sich auf die Planken und liess die Füsse ins Wasser hängen.

«Wie schön ist das!», sagte sie halblaut zu dem Manne.

«Wollen wir noch ins Wasser?» fragte er. Sie hob die Linke, als wollte sie ihn bitten, zu schweigen, und wandte den Kopf nach dem Haus. Er sah ihr schönes Profil in unklarem Umriss neben sich.

«Hörst du etwas?» fragte er dann nach langen Augenblicken.

«Nein!», schüttelte sie den Kopf, «ich habe mich getäuscht.»

Sie stand nun wieder auf und nickte ihm zu. Er erkannte die Bewegung ihres Kopfes trotz der Dunkelheit, denn ihre ganze Ge-

stalt stand in einem eigenartigen, hellen Glanz, den die Wasserfläche vom sanften Strahlen des noch immer schwachen Mondlichtes erhielt und zurückwarf auf die Gegenstände und Dinge längs der Ufer. Schön war sie, die Frau, wie es alle jungen Mütter sind, denen die ersten Kinder die eigentliche Reife geben.

Sie trat bis an den äussersten Rand des Steges, beugte sich federnd in die Knie, um sich im glühenden Augenblick loszuschleppen. Geschmeidig fuhr der Körper, eine Sekunde lang freischwebend, in das Wasser, das tausendmal in sprühenden Tropfen aufbrach. Dann schaute nur der Kopf sehr unendlich empor, und die Arme teilten in gleichmässigen Stössen Welle auf Welle. Der Mann folgte ihr. Ruhig schwammen sie nebeneinander ein Stück her. Der Himmel hatte sich aufgetan und liess ungezählte Sterne erglänzen, deren Blitzen selbst vor dem immer stärker werdenden Licht des Mondes Bestand wahrte. Wunderbar war die Nacht, und geheimnisvoll begleitete die beiden Schwimmer das leise zischende Regen ihrer Arme.

Da hielt die Frau plötzlich inne und wendete.

«Ich muss zurück!», sagte sie in einer ersten Erregung nach dem Manne hin, der um eine Länge von ihr entfernt war.

«Strengt es dich zu sehr an? Ist dir nicht gut?» fragte er zurück und holte sie mit zwei, drei kräftigen Stössen ein.

«Nein!», sie hob sich zum Zeichen ihrer Frische ein wenig aus dem Wasser, — aber die Kinder sind unruhig, brauchen mich...»

Der Mann wunderte sich, denn die Stille der Nacht war womöglich noch tiefer geworden, als sie es zuvor gewesen, und ausser ihrem Atem, dem leise über die Hände rauschenden Klingen des Wassers, gab es keine Geräusche ringsum.

«Du wirst dich täuschen...», sagte er.

«Nein!», entgegnete sie still, aber mit ernster

Beharrlichkeit. «Ich fühle die Kinder sehr nahe —, wir müssen bald zurück sein!»

In schnellen, aber nicht überhasteten Stössen gewannen sie den Bootsteg. Sie nahm sich nicht Zeit, den nassen Badeanzug abzustreifen, sondern warf nur den Bademantel über und ging zum Zimmer der Kinder. Noch ehe das Licht den Raum erhellen konnte, klang das Stimmchen des Mädels aus dem Dunkel zur Tür:

«Mutti — ich hab' dich so lange gerufen, warum kommst du jetzt erst? Sie sass neben ihrem Bettchen auf dem Fussboden. Die Mutter warf einen besorgten Blick auf das andere Bett, in dem der noch nicht ganz zweijährige Knabe lag, mit heissen, roten Wangen und leicht geöffnetem Mündchen.

«Warum hast du mich denn gerufen, kleine Muschi?» fragte sie und hob das Mädchen auf den Arm.

«S' Büberle hat geschrien und doch geschlafen dabei, denn es gab mir keine Antwort, als ich rief. Und da hab ich Angst bekommen und wollte ein Streichholz anzünden, fand aber keine, Mutti...»

Die Frau blickte rasch auf den Mann, der stumm von der Tür her auf das Bild vor sich geschaut hatte. In ihren Augen stand sekundlang ein heisser Schreck: wenn das Kind irgendwo Streichhölzer gefunden hätte...»

Sie sprach beruhigend auf das Mädchen ein und brachte es wieder zu Bett. Der Bub hatte wohl geträumt, denn er lag friedlich, mit kleinen Atemzügen, in den Kissens und hatte die Fäustchen ans Gesicht gedrückt.

Dann löschte sie das Licht und ging langsam neben ihrem Mann zum Schlafzimmer. Im Dunkeln tastete seine Hand nach ihr.

«In dir ruhen wir alle immer geborgen. Deine Mutterliebe ist stets so wach und hört die Gedanken wie im Voraus. Dass du die Kinder in deine Sorgen nimmst, lässt sie behütet sein wie in einem weichen, weiten Mantel...»

ALFRED GUNTZEL

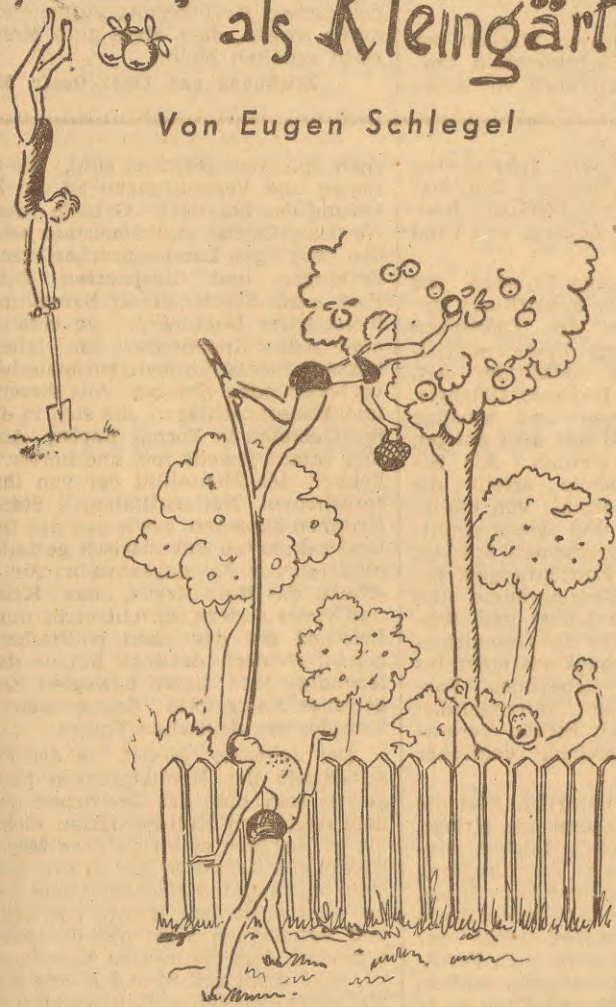
Ein Meister erzgebirgscher Feierabendkunst

In Neustädtel im Erzgebirge starb im 66. Lebensjahr der Schmitzmeister, Schnitzlehrer Gustav Rössel. Von einfachsten Hilfsarbeiter und Hütejuwelen rang er sich zum Künstler empor, und fand als Staatspreisträger die äusserere Anerkennung seines ungezählten Freunde zählenden Kunstschaffens. Seit 1900 widmete er sich ganz der Schnitzerei. Der erzgebirgische Weihnachtsberg, Volksgebräuden und Tiere der Heimat hatten es ihm angetan. Dazu kam insonderheit auch die Bergmannskrippe. Allem voran aber galt seine Kunst des Formens aus heimatischem Holze dem Bergmann. Die von ihm geschnitzten Bergleute wanderten zu Hunderten in die weite Welt hinaus und kündeten dem Fremdling das Hohelied von Bergmannsflüss und erzgebirgscher Feierabendkunst. Aus allen Teilen des Reiches kamen Bewunderer in die Werkstätte Rössels, dessen Schüler, von denen gar manche, wie der Meister, mit dem Staatspreis ausgezeichnet wurden, das Erbe des nun zur letzten Schicht in die heimatische Erde eingefahrenen in die Zukunft trugen. Rössel war einer jener Bannerträger der Schnitzkunst seiner Heimat, die zu allen Zeiten sich dafür einsetzten, von den Vätern übernommenes Brauchtum zu hegen und zu pflegen, es in die Zeit der Machtübernahme zu geleiten, wo es durch die Bewegung des Führers wieder neuen Schutz und neue Förderung erfahren durfte. Bergleute senkten den Schnitzer ihrer Zunft in den letzten Schacht und sangen ihm zum Abschied das Lied Anton Günthers: «s' Feierohnd, das Togwerk is' vollbracht.» Und dem Ausklang dieses Liedes gleich, zieht das Rauschen der Heimat über das Grab, dessen Schläfer auch gar vielen seiner Landsleute im Waffenrock durch seine Schnitzwerke den Bergmannsgruss der Heimat in die Gräben und Bunker sandte...»

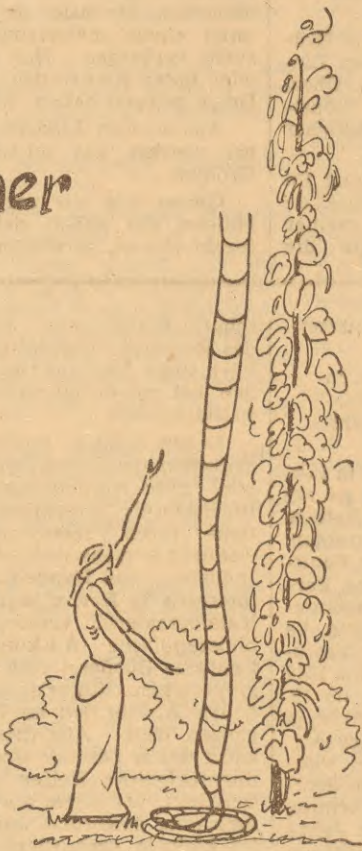
UFFZ, HANNS RUMMEL

Artisten als Kleingärtner

Von Eugen Schlegel



Kraftjongleur: Müd, ich glaube, du bist an Nachbars Baum.



Der Fakir: Was mit einem Seil geht, geht auch mit der Strickleiter



Der Schlangemensch: Beim Erdbeerernten... immer im Training!



Der Schlangenbeschwörer: Einfache Sache — hatten sie schon bei Adam und Eva gekonnt!



Clown: Was nützt mir ein schöner Garten, wenn Spatzen drin spazieren gehn und fressen mir die Kirschen ab. Woran ich meine, woran ich meine Freude hab!



Auf dem Stoppelfeld pickts mehr als auf meinem Nagelbrett

Kamerad, das geht Dich an!

Singen? — Ja! Aber mit Herz und Verstand!

Ein nachdenkliches Kapitel vom Singen, von Soldaten, alten Tanten und Mädchen

Vom Singen wollte ich dir was erzählen. Kannst du singen? Klar! Zum Beispiel «Hänschen klein...» Schönes Lied. Manchen Leuten gefällt es, anderen nicht. Die singen dann was anderes. Einer pfeift stundenlang Schlager — mit Variationen, in allen Dingen und Mollen, mancher möchte darob heulen, andere sind begeistert. So hat jeder sein Pläsierchen. Der eine singt gut, der andere schlecht, der Soldat vor allem laut.

Vor 500 Jahren hat man anders gesungen, als vor 200 — und heute singt man natürlich auch anders. Es gibt aber Lieder, die sich noch von damals, meinetwegen aus der Landsknechtszeit erhalten haben. Wenige sind es, aber die sind gut. Deshalb wollen wir nicht glauben, dass damals nur gute Lieder gesungen wurden, es gab totischer ebenso viel schlechte wie heute. Aber die waren nach einem kurzen Dasein verschwunden, versunken. Kein Hahn krächte mehr nach ihnen.

Warum ich euch das alles erzähle? Ganz einfach. Auch heute gibt es, wie schon gesagt, gute und schlechte Lieder, z. B. eines, das in allen Bunkern, allen Stellungen, in Ur-laubertümen, Lazaretten und überall, wo deutsche Landsr auf tauchen, neben vielen anderen gesungen, gepfiffen und gesummt wird: «Heimat, deine Sterne...»

Warum nun gerade dieses Lied. Warum erfreut es sich einer solchen Beliebtheit, warum ist es beinahe Volkslied geworden?

Wir stehen jetzt im vierten Kriegsjahr. Denken wir doch einmal nach, was z. B. damals in den ersten Wochen des Feldzuges in Polen gesungen wurde. Aus dem Typ des Schützen, der damals siegreich von Schlacht zu Schlacht eilte, ist inzwischen mindestens ein Obergefreiter geworden. Er kennt kein unbekümmertes Vorwärtsstürmen mehr. Er hat monatelang, jahrelang in grimmiger Kälte und glühender Hitze — in Schnee und Dreck ausgehalten. Hat gekämpft, gelitten, geblutet, war auf Urlaub und musste wieder hinaus. Er hat alles durchgemacht, was ein Landsr erleben kann, was ein Landsrherz berühren kann.

Genau so, wie sich sein Äusseres, sein Gesicht, sein Gang, seine Kleidung geändert haben, so ist's auch innerlich.

Und so ist es auch selbstverständlich, dass der blutjunge Schütze von damals ganz andere Lieder sang, als der uralte Obergefreite von heute. Die Neuen, die heute als Nachschub von daheim kommen, kennen diese lange Übergangszeit nicht mehr. Sie werden von den Alten in die Schule genommen und sind bald ebenso harte Russlandkrieger, wie jeder andere auch. Und das ist gut so!

Wir sind nicht sentimental genug, um jenen Tanten zu glauben, die behaupten, diese Härte bringe eine Verrohung der Sitten mit sich. Wir behaupten vielmehr, dass jene nicht mit der Zeit gegangen sind, dass sie sich hinter ihren Puder- und Pomadebüscheln verschanz haben, anstatt ihre Nasen in die frische Luft zu stecken, die jede Umwälzung — und jeder Krieg ist eine solche — mit sich bringt.

Was aber hat das alles mit dem Lied: «Heimat, Deine Sterne...» zu tun? Ich muss da weit ausholen, denn dieses Problem ist viel zu wichtig, als dass man's mit ein paar Sätzen abtun könnte.

Wisst Ihr, ich sah da mal einen Obergefreiten im 4. Dienstjahr, der, als er das an sich ganz nette Lied «Es ist so schön, Soldat zu sein...» hörte, einen Kaffeetopf gegen den Apparat feuerte. Nicht etwa, weil er damit nicht einverstanden ist, weil er nicht gern Soldat wäre, sondern, weil ihm das Ganze unehrlich erscheint. Er steht eisern mit der Knarre in der Hand da, hält seine Stellung bis zum Umfallen, hält sie, weil er weiss, dass ein Schwärzwerden den Tod der Heimat bedeutet. Er steht da für seine Braut, seine Frau, seine Geliebte, und alles, was ihm lieb ist. Aber nicht, weil er gern Soldat ist. Das kann ein Operettensoldat singen, aber kein deutscher Obergefreiter. Es ist da aber weiter nichts als recht und billig, wenn er so etwas nicht zu hören wünscht. Früher, vor dem Krieg, in den Garnisonsstädten, bei Militärmusik, Tanz und schönen deutschen Mädchen, da mag es schön gewesen sein, Soldat zu sein. Jetzt ist jeder Soldat, — er spricht nicht mehr davon — er tut seine Pflicht. Und damit Punkt!

Und wenn er in seinem Bunker sitzt, in feuchtröhlicher Runde, einen Wodka vor sich, der bald die Gurgel aufreisst, dann singt er nicht immer schön, aber laut — und auf jeden Fall ehrlich. Ich hörte mal ein paar Kerle, ein Feldweibel war's und zwei Obergefreite, die sangen:

«Lag auf einer Trommel nackt,
Kaum zwei Spannen lang, heju,
Und der rauhe Trommeltakt,
War mein Wiegensang, heju!

Wild zu wettern taugte ich,
Damals schon in Zorn, heju,
Meine Milch, die saugte ich
aus dem Pulverhorn, heju!

Damals taufte jeden gut
Der Korpral. Beim Schopf, heju,
Nahm er ihn, goss Schwedenblut
Heiss ihm über'n Kopf, heju!

Elia ju, heju!»

Das ist ein Lied. Massen gibt's von dieser Sorte. Sie sind handfest, sind befreiend.

Ich sehe sie schon die Köpfe heben, die Mäuler wetzen — unsere alten Tantchen. Keine Bange, meine Lieben, wir bleiben keine Antwort schuldig. Sie gestatten, dass wir Sie gar nicht erst zu Wort kommen lassen, wir wissen ja haargenau, was Sie auf diesen Ausbruch wollen. Aber sehen Sie, da vorn gibt es nur eine Abwehr gegen den überhand nehmenden Dreck — einen aus tiefster Brust kommenden Landesruch! Ich weiss, Sie würden ihn nicht überleben — das schadet nichts. Aber für uns bedeutet er in diesem Moment Entspannung. Bei den Kameraden löst er ein Lächeln aus, das sich dann auch auf den «Absender» auswirkt. Oder glauben Sie im Ernst, dass es auf unsern Herrn Petrus irgendwelchen Eindruck macht, wenn Sie ihm mit Füstelstimme, händeringend, beibringen wollen, dass das aber doch unfair — aber liebster Herr, ich bekomme ja — hatschi — sehen Sie, da ist er schon — o, Sie Böser, Sie, Sie —

Wenn ich Petrus wäre, würde ich ihr noch einen Kübel extra runter schütten. Aber das nur nebenbei. Sagen wollte ich damit: Ein Soldatenlied muss genau so echt, so befreiend sein, wie ein herrlicher Fluch.

Dass Ihr, Kameraden, wenn Ihr mal wieder daheim vor Euerem Mädchen steht, ganz andere Töne finden werdet als hier draussen, das weiss ich. Das ist ganz selbstverständlich. Und wenn Ihr doch mal danebenhaut, dann werdet Ihr die Folgen schon zu spüren bekommen. Wenn's ganz glimpflich abgeht, mit einem vorwurfsvollen: «Aber Lieblich...» und dann seid ihr totsicher geholt. Und die werten Ehegatten werden es nicht auf einen scharfgezielten Pantoffelwurf ankommen lassen wollen. (Und ausserdem sollen ja die Sprösslinge vom Vati nur Gutes lernen.)

Und damit wäre auch gleich die Kehrseite des Problems gelöst. Unsere Mädchen werden ihre erzieherische Aufgabe, soweit eine solche nach so vielen guten Vorsätzen dann überhaupt noch nötig ist, mit viel Geschick, List und Tücke zu lösen wissen. Dessen bin ich sicher.

Aber nun zurück zu unsern Liedern. Der Sinn der ganzen Geschichte ist, dass sich seit Beginn des Krieges mit dem Soldaten auch seine Lieder geändert haben. Manches, was uns früher gefallen haben mag, können wir jetzt nicht mehr hören. Dazu gehören auch einige Lieder, die gewissermassen zum eisernen Bestand jedes Rekrutenlehrgangs gehören — «Es war ein Edelweiss...» «Marie-Helen...» und verschiedene andere. Wir Deutsche haben so viele herrliche Marschlieder, dass wir es nicht nötig haben, immer auf denselben herumzureiten. Überlegt Euch das mal und denkt daran, dass es eigentlich ein Armutszeugnis ist, dass wir uns damit ausstellen. Also — neue Lieder in den Liederschatz der Kompanie aufnehmen. Nicht so bequem sein und immer die alten herunterleihen. Selbst auf dem Kasernenhof, wo es normalerweise nicht so sehr darauf ankommt, was gesungen wird, sondern, dass es laut klingt und dass der Rekrut nicht die Beine verwechselt, wenn er

laufen lernt, wäre es bestimmt eine Wohltat und eine Auffrischung, wenn neue Lieder übernommen würden. Es gibt schon viele Einheiten, deren Gesang zuzuhören eine Freude ist.

Aber nicht allein über den Marschgesang wollte ich sprechen, sondern wir waren ausgegangen von dem Lied «Heimat, Deine Sterne...» Ein wirklich schönes Lied — ein Lied, das Volkslied geworden ist, weil es zum Herzen des Landsers gesprochen hat. Aber wollen wir ehrlich sein. Es gibt schon wieder so und so viele Leute, die es nicht mehr mit anhören können, die die Hände ringen, wenn sie nur die Ansage im Rundfunk hören. Keineswegs deshalb, weil es ihnen nicht gefällt, sondern, weil es auf dem besten Wege ist, ebenfalls abgedroschen zu werden, ebenfalls unterzugehen in dem Massengrab der Allerweltsschlager, in das ja schon so viele gesunken sind.

Und die Moral von der Geschicht... Wollen wir uns davor hüten, es mit schönen Liedern so zu machen, wie mit Schlagern. Übersättigung tut niemals gut! Und in künstlerischen Dingen, die so viel empfindlicher als alles andere sind, schon gar nicht.

Als ich kürzlich wieder mal tagelang im Güterwagen durch die Landschaft rollte, da traf ich mit einigen Kameraden aus meiner Heimat zusammen. Draussen huschte die

Landschaft in ihrem ersten spärlichen Grünschnuck vorüber, die Telegraphendrähte tanzten auf und nieder, der alte Rhythmus des Reisens. Und nach den ersten Worten und Berichten von daheim, nach dem ersten Bekanntmachen, tauchten dann die Lieder der Heimat auf. Tanzlieder, Feierabendlieder, und dann auch alte Landsknecht- und Seefahrerlieder. Ein Kamerad kramte sie aus. Sie klangen ein wenig fremd zuerst, wild, verwettert — aber bald fragte da einer, dort einer, «Mann, das ist ja ganz gross, das kenn ich doch noch gar nicht.» Und so sangen wir diese alten, schönen Lieder, die einen langen Dornröschenschlaf gehalten, zu haben schienen — und die jetzt auf einmal als neu auftauchen. Von Burschen aufgegriffen, die sie wieder verstehen, die mit ebenso rauhen Keulen von Liebe und Kampf, Wald und Heimat singen. Die sich eher die Zungen abbeissen, als dass sie weich werden. Die unter einem meterlangen Fluch ihre Sehnsucht verbergen. Nur wenn sie allein sind oder unter Kameraden, die mit ihnen im Dreck gelegen haben, dann singen sie...

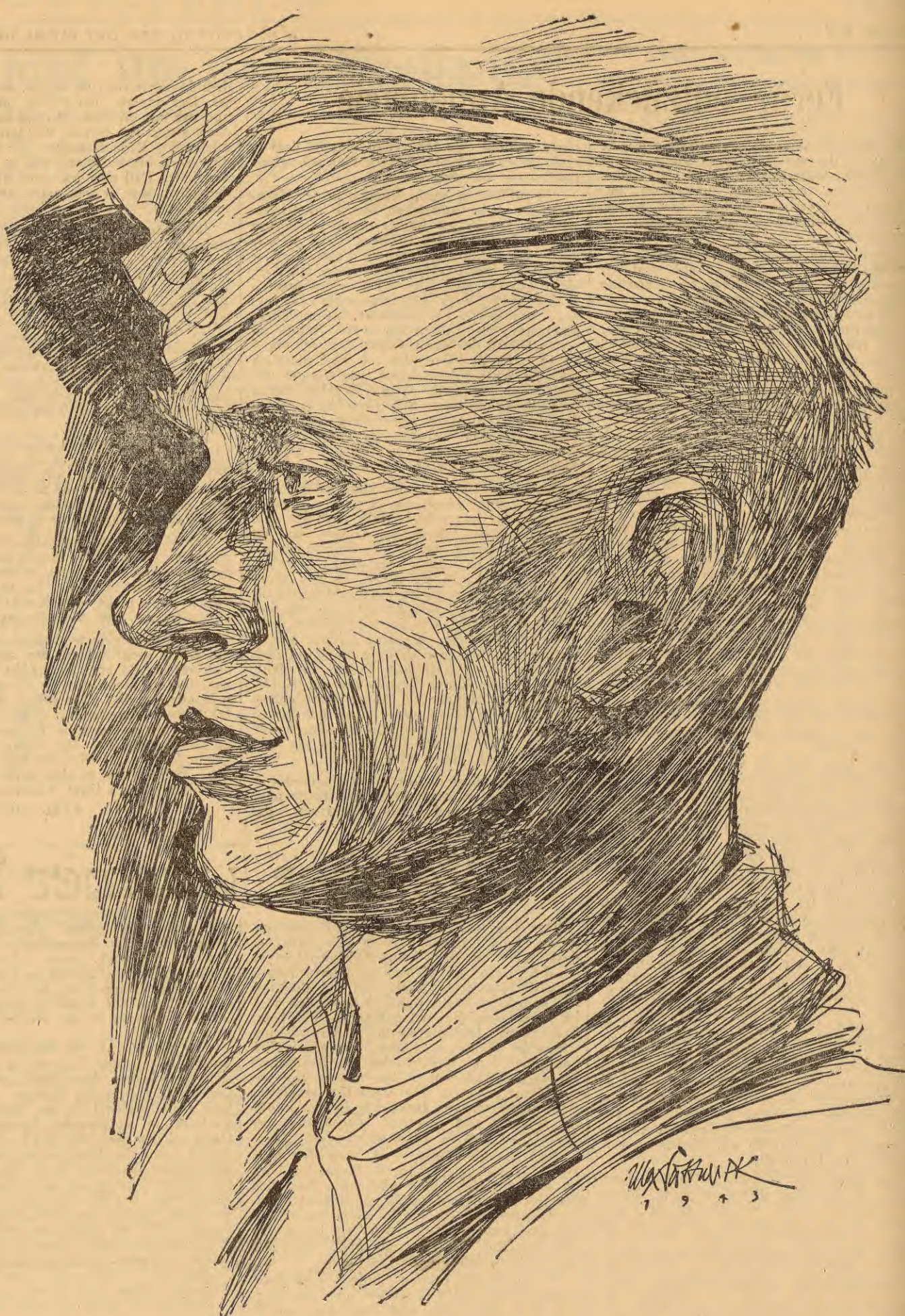
Aus solchen Liedern können keine Schlager werden, aus solchen Burschen keine Gröhler.

Genau wie wir vor grossen Werken der Malerei, der Musik, der Dichtkunst in Ehrfurcht stehen, so wollen wir auch vor unse-

rem Liedgut soviel Achtung aufbringen, wie ihm zukommt.

Es gibt massenweis Schlager, die als Massenware gewissermassen «von der Stange» zu beziehen sind — sollen die bleiben, wo sie sind. Sie sind bei einem Saufgelage herrlich zu gebrauchen. Da können sie gebröhlt werden — oder mal zur Aufmunterung bei irgend einer sturen Arbeit. Schön! Aber für Feierabend wollen wir uns doch an echtes Liedgut halten. Da wollen wir wenigstens mal so viel Bequemlichkeit abstreifen, dass wir uns der ganz alten, fast vergessenen Lieder erinnern und dass wir auch einmal neue, die nicht schon auf allen Gassen gepfiffen werden, aufnehmen. Wir leben hier unter einem Volk, das über ein ausgeprägtes, musikalisch hochstehendes Liedgut verfügt, ein Volk, das Gesang und Tanz mit in die Wiege bekommen hat. Die Bevölkerung der besetzten Ostgebiete beobachtet mehr, als wir glauben. Als unsere Soldaten einrückten, hörten sie zum ersten Mal deutsche Marschlieder — und waren davon begeistert. Sollen nun jene, die nach den Frontsoldaten kommen und diese Räume zu besetzen haben, die eine nähere Fühlung mit der heimischen Bevölkerung aufnehmen müssen, dafür sorgen, dass diese gute Meinung auch recht erhalten bleibt.

Zeichnung und Text: Ogefr. Max Suttner



„Sichere Dir selber, Deutschland, Dein reiches Geschenk!“

Deutsche Bücherei, Waffenschmiede des Geistes

Wer in Schützenlöchern und Bunkern, in Panzern, Flugzeugen oder U-Booten lebendige Geschichte gestaltet, der lebt im harten Geschehen des Kampfes einer sehr handfesten Wirklichkeit; wie auf anderer Ebene scheinen die Güter des Geistes ihm entrückt, Traumwelten, nur noch eingeschlossen im Erinnern und im Hoffen auf Künftiges. Wie nahe aber steht der deutsche Mensch dieser Welt sofort wieder, wenn er in Kampfpausen oder Ruhestellungen sich selbst wieder begegnet; da nimmt der Soldat eines Volkes, das wie das deutsche gesegnet ist mit dem unendlichen Reichtum seiner Kulturgüter, sofort wieder Anteil an diesem Besitz, er greift, in der ihm am schnellsten und einfachsten zugänglichen Form, zum Buch, das ihm in schweren wie in ruhigen Tagen immer mehr zum unentbehrlichen Kameraden wird. Trotz des natürlichen Bestrebens des Soldaten, sein Gepäck auf das nur mögliche Mindestmass zu halten, befindet sich doch fast in jedem Tornister ein Buch als treuer Begleiter seines Trägers. Und wie die Feldküche, so gehört zum Bestande fast jeder Einheit eine freudig in Anspruch genommene Bücherei. Erst kürzlich konnte der Reichsleiter Rosenberg bekanntgeben, dass die von ihm durchgeführte Büchersammlung für die deutsche Wehrmacht einen Bestand von 36 Millionen Büchern erreicht hat, die in mehr als 150 000 Wehrmachtbüchereien verarbeitet wurden. Damit schenkte das deutsche Volk seinen Soldaten als einzig dastehende kulturpolitische Leistung die grösste Bücherei der Welt, ein Geschenk, das der dankbarsten Würdigung gewiss ist.

Es mag manchem Soldaten der sorgende Gedanke kommen, ob der Krieg, der wohl

kein Gebiet des täglichen Lebens seiner Nation unberührt und vielleicht ungestört lässt, die Wahrung und Pflege der Erzeugnisse des deutschen Schrifttums in seinem Reichtum und seiner Vielfalt erschwert oder beeinträchtigt. Dass solche Bedenken gerade vor dem kämpfenden Soldaten aufstehen, dem die Zerstörung und Vernichtung von Werten aller Art zum täglichen Umgang wurde, ist erklärlich. Um so mehr aber lebt in ihm die Sehnsucht nach der Harmonie und Schönheit eines geistigen Lebens, das er nach dem siegreichen Ende des Krieges sich dearnst zu schaffen strebt. Sein Wunsch ist es, dass die Heimat ihm die geistigen Güter seines Volkes bewahrt und pflegt, dass er sie nach seiner Heimkehr aus ihren Händen neu und gültig empfangt.

Der Krieg wird nicht allein mit Stahl und Pulver entschieden, nicht zuletzt haben die geistigen Waffen der Kämpfenden ihren Anteil am Sieg. Wie Millionen Hände an der materiellen Rüstung arbeiten in Gruben und an Hochöfen, an Amboss und Drehbank, in weiten Montagehallen unter rauchenden Schloten, so schaffen auch unermüdet alle die Kräfte, die das geistige Rüstzeug unseres Volkes verwerten. Eine solche Waffenschmiede des Geistes ist die Deutsche Bücherei in Leipzig, der Stadt des deutschen Buchhandels. Unweit von dem mächtigen Künster eines grossen Freiheitskampfes, dem Völkerschlachtendmal, erhebt sich der stolze, gepflegte Bau der Deutschen Bücherei, ein Denkmal auch der geistigen Macht und Freiheit unserer Nation. Kein schöneres Wort kann die Aufgabe dieser Stätte kennzeichnen als das, welches über dem Eingang zum

grossen Lesesaal des Hauses den Eintretenden anspricht:

Andern gabst Du so viel in Worten, in künstlichen Werken,
Sichere Dir selber einmal, Deutschland,
Dein reiches Geschenk!

Der Gedanke, dem deutschen Buch in lückenloser Gesamtheit eine Wehrstätte zu geben, war seit langem lebendig in den Herzen, welche die Einheit des Reiches erstrebten. Vor fast hundert Jahren, als in der Paulskirche zu Frankfurt das erste deutsche Parlament tagte, wurde der Nationalversammlung von führenden deutschen Verlegern die erste deutsche Reichsbibliothek zur Verfügung gestellt, die jedoch nur von 1848 bis 1849 bestand. Immer wieder mühten sich im 19. Jahrhundert führende Köpfe des deutschen Geisteslebens um die Errichtung einer einheitlichen Reichsbibliothek, doch die verstaatlichte Zerrissenheit unseres grossen deutschen Vaterlandes liess die Verwirklichung dieser Pläne noch nicht zu. Erst im Jahre 1913 wurde es möglich, mit der Errichtung der Deutschen Bücherei zu Leipzig eine deutsche Reichsschrifttumszentrale zu schaffen, ein Gesamtarchiv des deutschsprachigen Schrifttums der Welt, das jegliches deutschsprachige Schrifttum des Inlandes und des Auslandes an einer Stelle vereint.

Alles, was seit dem Jahre 1913 an deutschsprachigen Büchern, Broschüren, Zeitschriften und geographischen Karten erschienen ist, wird unter Einschluss der fremdsprachigen Veröffentlichungen des Inlandes in der Deutschen Bücherei gesammelt, gleichgültig, ob es sich um Erzeugnisse des Buchhandels oder um Veröffentlichungen ausserhalb des Buchhandels, wie amtliche Druckschriften, Schul- und Hochschulschriften, Vereinschriften und Privatdrucke, handelt. In der Lückenlosigkeit der Bestände liegt ihre Bedeutung, auf ihr beruht ihr Wert und ihre Unentbehrlichkeit für Wissenschaft und Wirt-

schaft. Bereits jetzt, nach drei Jahrzehnten des Bestehens, verfügt die Deutsche Bücherei über einen Bestand von etwa 1 800 000 Bänden bei einem jährlichen Zugang von rund 90 000 Bänden.

Neben diesem lückenlosen Erfassen des gesamten deutschsprachigen Schrifttums gehört zum Aufgabengebiet der Deutschen Bücherei die Erschliessung dieses Schrifttums durch Verzeichnisse vielfältiger Art, wodurch wissenschaftliche Institute, Gelehrte, Industrie- und Handelsfirmen und sonstige interessierte Kreise laufend mit dem nötigen Katalogmaterial versorgt werden. Als Bibliographische Auskunftsstelle erteilt die Deutsche Bücherei eine Vielzahl von bibliographischen, literarischen und wissenschaftlichen Auskünften an Interessenten aus der ganzen Welt. Alle diese Einrichtungen, ergänzt durch Lesesäle und Katalogräume, sind unentbehrliche Helfer von Kunst und Wissenschaft, vor allem aber für die Geschichtsforschung geworden, aufgebaut auf einer bis ins kleinste organisierten Hebevollen Forschungs- und Registrierarbeit, durchgeführt mit Klugheit und Fleiss mit hohem Verantwortungsfühl vor einmaliger deutscher Kulturleistung.

Vor allem interessiert natürlich jetzt die Arbeit der Deutschen Bücherei im Kriege. Auch auf diesem Sektor ist die Lückenlosigkeit der Kriegssammlungen Voraussetzung für die spätere Erforschung und Darstellung dieses Krieges. Das gesamte Kriegsschrifttum wird nach Sachgebieten geordnet, nicht nur Bücher und Broschüren, sondern auch Frontzeitungen, Einblattdrucke, graphische Blätter, Extrablätter, Fliegerabwürfe und Flugblätter sowie Propagandaschriften. Mit besonderer Sorgfalt wird eine Sammlung von Plakaten, Verordnungsblättern usw. betreut; sie umfasst die Vielzahl der propagandistischen Anschlagbogen, die an die Bevölkerung der besetzten Gebiete in allen jeweils erforderli-

chen Sprachen gerichtet sind, die Proklamationen und Verordnungen an die Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete des Westens, Nordens, Ostens und Südostens sowie die in den jeweiligen Landessprachen erscheinenden Zeitungen und illustrierten Zeitschriften. Fast jedes Stück dieser Sammlung ist ein historisches Dokument, sie erzählt bereit ohne jeden Kommentar die lebendige Geschichte dieses die neue europäische Ordnung vorbereitenden Krieges. Aus diesen Plakaten und Maueranschlägen, die sich in den besetzten Gebieten in Form, Farbe, Aufmachung und Inhalt jeweils mit unerhörter Geschicklichkeit der Mentalität der von ihnen angesprochenen Nationalitäten, Stämme und Gruppen anpassen, sowie aus den in Deutschland bekannten künstlerisch gestalteten Bildplakaten zur Spionageabwehr, für den Luftschutz, das Rote Kreuz, das Kriegs-WFV, und vieles andere, spricht nicht nur die hohe Leistung der deutschen politischen Propaganda, sondern darüber hinaus das bunte, lebendige Bild dieser bewegten Zeit als ein getreues Spiegelbild des grossen Freiheitskampfes des deutschen Volkes.

Der deutsche Soldat an der Front und ausserhalb der Heimatgrenzen kann dessen gewiss sein, dass das Geschehen des Krieges dem deutschen Kulturschaffen nicht Hindernis ist, sondern es im gleichen Masse wie in friedlichen Zeiten zu der in der ganzen Welt stets anerkannten Höchstleistung strebt. Was es wird nach dem Kriege neu zu schaffen und aufzubauen sein; das deutsche Schrifttum aber, dem die Heimat Hüter und Wächter ist, wird dann voll Stolz auf eine stets gleichbleibende, lebendige Entwicklung auch im Kriege zurückblicken können, um auch in Zukunft den ihm gebührenden ersten Rang im friedlichen Kulturwettbewerb der unter Führung Deutschlands zu neuer Ordnung gefügten Nationen einzunehmen.

Kurt Langner